DER STERN

D 20 720 E

Mai 1983 · 109. Jahrgang · Nummer 5



DER STERN

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Mai 1983
109. Jahrgang
Nummer 5

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 18,– an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 0573 GE

Umschlagbild: Der Erretter mit Maria und Marta (Gemälde von David Lindsley).

LEBT NACH DER LEHRE DES ERRETTERS

Präsident N. Eldon Tanner

Noch nie in unserer Zeit war es dringender als jetzt, daß die ganze Menschheit umkehrt und nach der Lehre Jesu Christi lebt. Man braucht nur die Zeitung zu lesen, die Nachrichten zu hören oder sich mit jemandem zu unterhalten, um über den Zustand der Welt oder der Nation, über die eigene mißliche Lage und die des Nachbarn zu verzweifeln.



Kopie eines Gemäldes von Harry Anderson, gemalt von Grant Romney Clawson

„Wohin soll das alles führen?“ fragen wir bekümmert. Was ist mit den Führern der Menschen und der Nationen geschehen, daß wir in einen solchen Zustand geraten sind? Wo haben wir etwas falsch gemacht?

Die Antwort finden wir, wenn wir die Grundsätze des Evangeliums Jesu Christi betrachten und feststellen, daß unser Leben mit ihnen nicht in Einklang steht. Jeder einzelne trägt die Verantwortung, so zu leben, daß er auf andere einen rechtschaffenen Einfluß ausübt, so daß sie seine guten Werke sehen und unseren Vater im Himmel preisen. Wenn gute Menschen tatenlos bleiben, triumphiert das Böse, wie wir schon oft gehört haben. Mit fünf Millionen Mitgliedern in aller Welt soll und kann die Kirche wie ein Sauerteig wirken, vorausgesetzt, daß jeder so lebt, wie Jesus Christus es gelehrt hat. Wir müssen lernen, daß wir nur dann der Strafe entgehen und von der Gegenwart Christi nicht auf ewig ausgeschlossen werden, wenn wir ihn als unseren Erretter annehmen und seine Gebote halten. Wenn wir erkennen, daß er aus seiner unsagbaren Liebe zu allen Menschen sogar sein Leben für uns gegeben hat, sollen wir mit ganzer Kraft danach streben, ihm unsere Dankbarkeit und Liebe zu zeigen, indem wir ihn und sein Wort nicht verwerfen, sondern annehmen.

Betrachten wir eingehend einige seiner Worte während seines geistlichen Dienstes. In der Bergpredigt hat er gesagt:

„Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich.

Jeder einzelne trägt die Verantwortung, so zu leben, daß er auf andere einen rechtschaffenen Einfluß ausübt.

Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." (Mt 5:19,20.)

In derselben Predigt sagt er auch:

„Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten.

Geht durch das enge Tor! Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit, und viele gehen auf ihm.

Aber das Tor, das zum Leben führt, ist eng, und der Weg dahin ist schmal, und nur wenige finden ihn." (Mt 7:12–14.)

Und zum Schluß sagt er:

„Wer diese meine Worte hört und danach handelt, ist wie ein kluger Mann, der sein Haus auf Fels baute. Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein; denn es war auf Fels gebaut.

Wer aber meine Worte hört und nicht danach handelt, ist wie ein unvernünftiger Mann, der sein Haus auf Sand baute. Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es ein und wurde völlig zerstört.

Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten." (Mt 7:24–29.)

Es ist hochinteressant zu verfolgen, wie Matthäus die Ereignisse im Leben Jesu Christi und seine Lehren schildert, und zu sehen, worin der Hauptzweck seines geistigen Dienstes bestand. Wer die heiligen Schriften liest, muß erkennen, daß die Mission Christi darin bestand, „die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen", wie er selbst oft und mit verschiedenen Worten gesagt hat (s. Mose 1:39).

Dies sollte dadurch geschehen, daß wir die Grundsätze der Liebe zu ihm und seinem Vater und der Liebe zu den Menschen anwenden. Jeder Grundsatz, den er verkündete, soll die Menschen glücklicher und ihr Leben reicher und erfüllter machen, mit der letztlichen Verheißung ewigen Lebens in der Gegenwart Gottes. Warum gehen so viele das Risiko ein, sich selbst um dieses Erbe zu bringen, indem sie kein Anrecht auf die Segnungen, die den Glaubenstreuen verheißen sind, erwerben oder sich nicht darum kümmern?

Wenn wir die Schilderung des Matthäus lesen, können wir verfolgen, wie Christus seine erwählten Zwölf unterwies, die Schlechten zur Umkehr mahnte, die Menge durch Predigten und Gleichnisse belehrte, Tote auferweckte und allgemein Gutes tat. Er gründete seine Kirche, warnte vor einem Glaubensabfall, vollendete das Werk, das sein Vater ihm aufgetragen hatte, wurde gekreuzigt und begraben und stand vom Tod auf. All das hatten er selbst und die Propheten früherer Zeiten vorhergesagt.

All das ist auch geschehen; und, wie von den Propheten vorhergesagt, fand dann auch die Wiederherstellung des Evangeliums Jesu Christi mit derselben Organisation wie in der Urkirche statt. Sowohl im Alten wie im Neuen Testament wurden die Wiederherstellung und das Hervorkommen des Buches Mormon angekündigt. Kurz nach der Gründung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage verfaßte der Prophet Jo-

Für die Heimlehrer

Einige Schwerpunkte, die Sie beim Heimlehrgespräch verwenden können:

1. Alle Lehren des Erretters sollen die Menschen glücklicher und ihr Leben reicher und erfüllter machen, mit der letztlichen Verheißung ewigen Lebens in der Gegenwart Gottes.

2. Wir dürfen nicht riskieren, uns um unser ewiges Erbe zu bringen, indem wir kein Anrecht auf die Segnungen erwerben, die den Glaubenstreuen verheißen sind, oder weil wir uns nicht darum kümmern.

3. Wir müssen unser Leben erneut überdenken und uns entschließen, die Gebote zu halten. Man kann nicht fast ehrlich, teilweise keusch oder tugendhaft oder halbherzig wohltätig sein. Wir müssen uns unserer Sache vollständig widmen.

4. Von ganzem Herzen soll es uns danach verlangen, dem Herrn zu zeigen, daß wir ihm dankbar sind für den Schmerz und das Leiden, das er ertragen hat, damit wir von unseren Sünden errettet werden und vom Grab auferstehen können.

Hilfen für das Gespräch

1. Erzählen Sie ein persönliches Erlebnis oder erklären Sie, wie wichtig es Ihrer Meinung nach ist, nach der Lehre des Erretters zu leben. Bitten Sie auch die Familie, ihre Meinung zu sagen.

2. Enthält dieser Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie gemeinsam lesen oder besprechen kann?

3. Vielleicht ist es für dieses Gespräch besser, wenn Sie sich vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt unterhalten. Haben der Kollegiumsleiter oder der Bischof eine Botschaft für das Familienoberhaupt, die die Lehren des Erretters betrifft?

seph Smith die Glaubensartikel, in denen er die Lehren der Kirche zusammenfaßte, die mit dem, was der Erretter die Menschen lehrte, völlig im Einklang stehen.

Im letzten Glaubensartikel, dem dreizehnten, finden wir die folgende schöne Formulierung, die aussagt, woran wir glauben:

„Wir glauben, daß es recht ist, ehrlich, treu, keusch, gütig und tugendhaft zu sein und allen Menschen Gutes zu tun; ja, wir können sagen, daß wir der Ermahnung des Paulus folgen – wir glauben alles, wir hoffen alles, wir haben viel ertragen und hoffen, alles ertragen zu können. Wenn es etwas Tugendhaftes oder Liebenswertes gibt, wenn etwas guten Klang hat oder lobenswert ist, so trachten wir danach."

Hier werden alle guten Eigenschaften genannt, die der Erretter zu einem Teil seines eigenen Lebens gemacht und unter so mutigem Einsatz anderen verkündet hat. Wir lassen unsere Kinder diesen Glaubensartikel auswendig lernen; er ist auf den Visitenkarten der Missionare abgedruckt; wir zitieren ihn oft für Freunde und Untersucher, weil wir stolz darauf sind, einer Kirche mit so hohen Idealen anzugehören.

Aber wie sehr setzen wir uns wirklich dafür ein, ehrlich nach dem zu leben, was wir predigen? Jeder von uns muß sein Leben erneut überdenken und sich entschließen, die Gebote zu halten und in einer Welt voll Unruhe ein Vorbild für Rechtschaffenheit und ein Einfluß zum Guten zu sein. Man kann nicht fast ehrlich, teilweise keusch oder tugendhaft oder halbherzig wohltätig sein. Wir müssen uns unserer Sache vollständig widmen. Wir müssen unsere Einstellung ändern. Wir müssen einander unterstützen, anstatt einander zu verleumden, zu schaden oder böswillig Klatsch zu verbreiten. Besonders in den Bereichen der Kommunal- und Nationalpolitik müssen wir gute, ehrliche Repräsentanten wählen, die für das Allgemeinwohl eintreten. Wir sollen nach allem trachten, was „tugendhaft oder liebenswert ist, was guten Klang hat oder lobenswert ist".

Hören wir auf das, was Christus zu den Schriftgelehrten und Pharisäern sagte:

„Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz ist weit weg von mir.

Es ist sinnlos, wie sie mich verehren; was sie lehren, sind Satzungen von Menschen.

Und er rief die Leute zu sich und sagte: Hört und begreift: Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt, das macht ihn unrein." (Mt 15:8–11.)

Matthäus hat auch die Frage aufgezeichnet, mit der der Pharisäer Jesus auf die Probe stellen wollte:

„Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?

Er antwortete ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken.

Das ist das wichtigste und erste Gebot.

Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten." (Mt 22:36–40.)

Im 23. und 24. Kapitel Matthäus lesen wir von den Drangsalen und Katastrophen, die dem Zweiten Kommen Christi vorausgehen. Wenn wir den Geist seiner eindringlichen Worte begreifen und seine

Als Mitglieder seiner Kirche streben wir alle nach Frieden, nach einem besseren Leben für uns und unsere Kinder und nach der Kraft, seine Gebote zu halten.

unsagbare Liebe für uns verspüren, sollte es uns von ganzem Herzen danach verlangen, ihm durch unseren Glauben und unsere Werke zu zeigen, daß wir ihm dankbar sind für den Schmerz und das Leiden, das er ertragen hat, damit wir von unseren Sünden errettet werden können und vom Grab auferstehen.

Seine große Barmherzigkeit kommt in folgenden Worten zum Ausdruck:

„Jerusalem, Jerusalem, du tötest die Propheten und steinigst die Boten, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr habt nicht gewollt.

Darum wird euer Haus (von Gott) verlassen. Und ich sage euch:

Von jetzt an werdet ihr mich nicht mehr sehen, bis ihr ruft: Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn!" (Mt 23:37–39.)

Als Mitglieder seiner Kirche streben wie alle nach Frieden, nach einem besseren Leben für uns und unsere Kinder, nach Sicherheit, nach der Kraft, Schwierigkeiten zu überwinden und so zu leben, wie er es möchte, und danach, seine Gebote zu halten. Was müssen wir also tun?

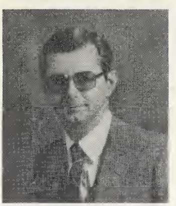
„Schaff' eine beßre Welt!" sprach Gott.
Ich fragte: „Wie?
Die Schöpfung ist so groß,
so kompliziert ist sie;
ich bin so klein, so nutzlos;
ich kann gar nichts tun!"
Doch Gott sprach weise: „Beßre dich!
Dann magst du ruhn." □

Diese Botschaft wurde von Präsident Tanner verfaßt – einen Monat vor seinem Tod am 27. November 1982.

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Frage:
In der heutigen Welt müssen so viele Menschen leiden. Warum führt die Kirche keine Kampagne durch, um den Hunger zu beenden und das Leid der Bedürftigen zu mildern?



Edward L. Soper

Antwort:
Edward L. Soper
Gebietsdirektor des Wohlfahrtsdienstes für den Südosten der USA.

Es ist ermutigend, die Sorge zu verspüren, die aus dieser Frage spricht. Ich bin überzeugt, daß viele Leser diese Sorge teilen.

Wenn ich diese Frage nun anspreche, möchte ich klarstellen, daß das wichtigste Werkzeug zur Milderung von Leid das Evangelium selbst ist. Die Bekehrung zum Evangelium beschleunigt den Aufschwung und Fortschritt der Menschen, die nach seinen Grundsätzen leben, so sehr, daß sich im Leben dieser Menschen zeitliche wie geistige Wunder ereignen. Diese Tatsache hat Präsident Spencer W. Kimball 1974 zur folgenden Bemerkung veranlaßt:

„Ich weiß noch, wie ich durch die Straßen von Kalkutta ging und viele hungernde Menschen sah . . . Ich weiß noch, wie ich vom fünften Stock eines großen Hotels in Kalkutta in die Seitengassen hinab-

Ich habe eine Frage

schaute, wo diese Menschen dürftig gekleidet auf dem Bürgersteig lagen ... ohne Unterkunft, ohne Nahrung und ohne Schutz ... Ich sah, wie der Regen kam und wie sie ein wenig zurückrückten unter ein kleines Dach. Ich habe die Menschen in Peru leiden gesehen, und ein Vertreter der Presse stellte uns eines Tages zur Rede, weshalb wir nicht für all diese armen Menschen sorgten. Er fragte, warum wir in der ganzen Welt umherreisten und dies und jenes täten, anstatt für die Menschen zu sorgen. Ich erwiderte: ,Sie verstehen das nicht. Wenn diese Menschen das Evangelium Christi annehmen würden, hätten sie ein Programm und könnten versorgt werden, und ihr Leid könnte gelindert werden. Sie könnten auf annehmbare Weise wohnen und leben. Und so ist es auch, Brüder und Schwestern. Meines Erachtens ist das Evangelium die Lösung für alle Schwierigkeiten, die es in der Welt gibt, wenn wir ihnen nur auf den Grund gehen und zusammenarbeiten. Das ist auch der Grund, weshalb wir uns bei der Missionsarbeit mehr anstrengen, so daß wir nach und nach allen Menschen das Evangelium bringen können ... das Evangelium des Dienstes für die Armen und der Sorge für diejenigen, denen es nicht so gut geht wie uns.' " (Protokoll der Wohlfahrtsversammlung vom 5. Oktober 1974.)

In den 30er Jahren wurde Präsident Harold B. Lee, damals Pfahlpräsident, von der Ersten Präsidentschaft beauftragt, ein Programm zur Lösung der von Ihnen erwähnten Probleme zu erarbeiten.

Er berichtet darüber folgendes: „Ich wandte mich an den Herrn ... und es kam mir etwas in den Sinn. Mein erster Gedanke war: Was für eine Organisation brauchen wir dafür? Und ich fing an, zu überlegen, ob man etwas aufbauen sollte, wie es in der Welt üblich ist, doch ich empfing ein grundlegendes Zeugnis von der Bedeutung des Priestertums dieser Kirche. Es war, als hätte der Herr zu mir gesagt: ,Ihr braucht keine neue Organisation. Ich habe euch die größte Organisation gegeben, die es auf Erden gibt. Es gibt nichts Größeres als die Priestertumsorganisation. Ihr müßt lediglich das Priestertum arbeiten lassen. Das ist alles.'" (Protokoll der landwirtschaftlichen Wohlfahrtsversammlung vom 3. Oktober 1970.)

Es ist auch gut zu wissen, daß sich die Kirche und ihre Mitglieder direkt bemühen, Leid zu mildern oder zu verhindern. Obwohl die Kirche in diesem Bereich mit öffentlichen und privaten Körperschaften zusammenarbeitet, üben wir unsere Arbeit durch die bestehende Priestertumsorganisation der Kirche aus.

Wo die Kirche gut organisiert ist, bietet das Priestertum eine ganze Reihe von Wohlfahrtsdiensten an. Durch das Vorratshaus des Bischofs,

die Deseret-Industrien, die Arbeitsvermittlungen und den Sozialdienst der Kirche wird alljährlich vielen Notleidenden, sowie Tausenden, die nur vorübergehend in Schwierigkeiten geraten sind, geholfen. Jedem, der von der Kirche erreicht werden kann, stehen Hilfsquellen zur Verfügung, wenn er bereit ist, die Grundsätze zu befolgen, gemäß denen diese Hilfe gewährt wird.

In den Entwicklungsgebieten der Kirche steht dem Bischof bzw. Zweigpräsidenten der Fastopferfonds zur Verfügung; ferner kann er auf die vereinte Mitarbeit der örtlichen Mitglieder zählen, wenn es darum geht, Not und Leid zu lindern. Überdies haben mehr als 2500 Schwestern und ältere Mitglieder oder Ehepaare während der letzten zwölf Jahre eine vollzeitliche Wohlfahrtsmission erfüllt. Zur Zeit dienen mehr als 600 solcher Missionare in 26 Ländern der Erde.

In fast all diesen Gebieten arbeiten Mitglieder und Missionare unmittelbar in der von Ihnen erwähnten Weise. Diese Missionare haben für den Schulunterricht Lehrpläne für den Bereich Gesundheit und Ernährung aufgestellt, zur Verbesserung des Gesundheitswesens beigetragen, landesweite Medienkampagnen zur Bekämpfung von Krankheit und falscher Ernährung durchgeführt; sie haben Arbeitsgruppen geleitet, Seminare und Vorträge gehalten und Ausstellungen organisiert und so Millionen Menschen erreicht. Sie haben bewirkt, daß Tausende Heimgärten angelegt wurden, haben Vorratshaltung und richtige Ernährung gelehrt und den Priestertums- und FHV-Führungsbeamten mehr Möglichkeiten gegeben, Leid zu verhindern oder etwas dagegen zu tun.

Die Kirche hat ferner bei Katastrophen Hilfe geleistet. Ein paar Beispiele aus den letzten Jahren sind die Hilfsaktionen nach Flutkatastrophen in Idaho und Kalifornien, nach Wirbelstürmen im Südosten der USA, nach Erdbebenkatastrophen in Nicaragua, Peru, Guatemala und Argentinien.

Vielleicht interessiert es Sie, daß die Kirche in Guatemala nicht nur Lebensmittel, Notunterkünfte, Kleidung, Bettwäsche und Werkzeug zur Verfügung gestellt hat, sondern über vierhundert Familien geholfen hat, neue, erdbebensichere Häuser zu bauen. Auch in Argentinien wurden für viele Erdbebenopfer Häuser errichtet.

Dies und noch viel mehr wird von den Mitgliedern und der Kirche getan, um in aller Welt Hunger und Leid zu lindern oder zu vermeiden. Wenig davon kommt je an die Öffentlichkeit. Ich weiß von der Einrichtung medizinischer Bibliotheken auf Samoa und Tonga, von der Gründung einer Klinik für Neugeborene an einem Krankenhaus in Chile; von einer größeren Forschungsstiftung für Kinderheilkunde und

Ich habe eine Frage

von vielen Jahren des freiwilligen Dienstes in den Bereichen Medizin und Bildung in Ländern der Dritten Welt.

Mitglieder der Kirche beweisen, daß die Hoffnung und Zuversicht Präsident Kimballs berechtigt war: „Ich habe keine Angst, daß Mitglieder der Kirche tatenlos bleiben, wenn sie von Notleidenden erfahren. Größere Sorgen macht es mir, daß wir von der Not oft nichts wissen." (Seminar für Regionalrepräsentanten, 29. September 1978.)

Die Kirche und viele ihrer Mitglieder unternehmen zwar Anstrengungen, Hunger und Leid zu reduzieren, dennoch ist es wichtig, daß jeder von uns sich auch weiterhin um notleidende Menschen sorgt. Viel erschütternder als der Tod leidender Menschen ist die Reaktion der Menschen, die sehen, wie andere helfen, und ihr bequemes Leben weiterführen, weil ohnehin jemand anderer etwas tut.

Wir alle haben die Möglichkeit und sind auch verpflichtet, uns an Bemühungen, Leid zu lindern, zu beteiligen. Ein Prophet Gottes hat zu uns gesagt: „Und auch ihr selbst werdet denen beistehen, die eures Beistands bedürfen; ihr werdet euch mit euren Mitteln dessen annehmen, der in Not ist; und ihr werdet nicht zulassen, daß der Bettler euch eure Bitte vergeblich vorbringt, und ihn abweisen, daß er zugrunde gehe." (Mos 4:16.)

Die Kirche bietet allen Mitgliedern die Möglichkeit und hält sie dazu an, „sich voll Eifer einer guten Sache zu widmen, vieles aus freien Stücken zu tun und viel Rechtschaffenheit zu bewirken". (LuB 58:27.) „Denn wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert." (LuB 82:3.)

Wir können als einzelne und als Familie vieles tun, um das Leid in der Welt, zu Hause wie in der Ferne, zu lindern. Wir können wirkungsvoll heimlehren und besuchslehren. Wir können als Missionare dienen und dafür sorgen, daß unsere Kinder auf Mission gehen. Wir können Dienst am Nächsten üben. Wir können bei Dienstprojekten des Aaronischen Priestertums und der Jungen Damen mitarbeiten. Wir können auf Wohlfahrtsfarmen und im Vorratshaus des Bischofs arbeiten. Wir können den Deseret-Industrien mit Spenden helfen oder unser Haus für Pflegekinder offenhalten. Wir können freiwillig bei örtlichen Wohltätigkeitsorganisationen mithelfen oder örtliche Initiativen zugunsten Bedürftiger unterstützen, oder wir können Spenden für sinnvolle Programme geben.

In der Tat: „Soviel Freude und Arbeit harrt heute dein, o so gehe und nütze die Zeit. Laß bis morgen nicht ruh'n, was du heute kannst tun, und sei stets zum Wirken bereit." (*Gesangbuch,* Nr. 182.) ☐

EIN EINFÜHLSAMER EHEPARTNER SEIN

Terrance D. Olson



„Ich bin überzeugt davon, daß das Evangelium Jesu Christi die richtige Lösung für Eheprobleme ist, noch dazu eine sehr praktische."



Wir machten uns gerade für einen kurzen Ausflug in die Berge im Norden von New Mexico fertig, und ich hatte es beinahe schon geschafft, die Kinder und das Gepäck im Auto zu verstauen, als meine Frau an die Haustür kam und fröhlich sagte: „Wir sind startbereit!" In dem Augenblick, als sie die Tür zuzog, fiel mir ein, daß ich die Schlüssel nicht bei mir hatte. Ich rief schnell: „Mach die Tür nicht zu!" – Zu spät!

Ich war sofort gereizt. Zu meiner Frau sagte ich, ihr die Schuld zuschiebend: „Die Schlüssel sind doch im Haus!"

Zum Glück konnten wir ohne großen Zeitverlust hinein, weil wir vergessen hatten, ein Fenster zuzumachen, und meine Gefühle verflogen. Ich „vergab" meiner Frau, daß sie mich aufgeregt hatte.

Als ich später über dieses Erlebnis nachdachte, merkte ich, daß es mir sehr gelegen gewesen war, die Schuld meiner Frau zu geben, weil ich so meinen eigenen Fehler rechtfertigen konnte. Durch mein unfreundliches Verhalten hatte ich der Sache den Anschein gegeben, als sei sie die Schuldige und ich das hilflose Opfer gewesen.

Wahr ist vielmehr, daß meine Gereiztheit mit ihrem Verhalten überhaupt nichts zu tun hatte. Die Ursache meiner Gereiztheit war meine mangelnde Bereitschaft, mich für mein Handeln verantwortlich zu fühlen, und offensichtlich hätte nicht ich ihr, sondern sie mir verzeihen müssen.

Das eigentliche Problem bestand darin, daß ich von meinen eigenen Gefühlen umkehren mußte. Hätte sie irgendeine Übertretung begangen, so hätte die Lö-



sung des Problems darin bestanden, daß sie hätte umkehren und ich ihr vergeben müssen. So aber hatte ich Umkehr nötig, damit wieder Einigkeit herrschte. Mir war es klar, daß ich auch dann hätte umkehren und meinen Ärger beherrschen müssen, wenn sie schuldig gewesen wäre. Ich erkannte: Ich konnte nicht einfühlsam sein und mich zugleich weigern, umzukehren (oder zu vergeben). Diese beiden Haltungen sind miteinander unvereinbar.

Dieser fast alltägliche Vorfall zeigt ein paar wichtige Grundsätze in bezug auf Vergebung, Nächstenliebe und Einfühlung. Ich habe gelernt, daß diese christusähnlichen Eigenschaften die Basis bilden, auf der man sowohl die großen wie auch die kleinen Schwierigkeiten lösen kann, die in einer Ehe auftauchen. Sie können auch in einer sehr gespannten Beziehung zu Einigkeit führen.

Als Ehe- und Familientherapeut komme ich hin und wieder mit Leuten zusammen, die das Gefühl haben, ihre Eheschwierigkeiten seien so groß, daß sie damit nicht fertig werden können.

Schwester Flagg (der Name wurde geändert) befand sich in einer ähnlichen Situation. Sie eröffnete mir, wie hilflos sie sich in ihrer lieblosen Ehe fühlte. Als ich sie aufforderte, sich ihr Leben in einem Jahr vorzustellen und zu schildern, wie ihre Ehe zu diesem Zeitpunkt aussehen würde, ging ihr Gesichtsausdruck von Mutlosigkeit in Verzweiflung über. Sie war sich ganz sicher, daß ihre Ehe nie anders werden konnte. Sie bezweifelte, daß sie ihren Mann je würde lieben können. Er war verschlossen und desinteressiert und lebte ganz in seiner eigenen Welt. Er nahm sich selten Zeit für seine Frau – für seine Ehe. Nicht, daß er sie körperlich mißhandelt hätte; aber er war seiner Frau fern.

Die folgenden Punkte sind für ihre Situation kennzeichnend: (1) Sie fühlte sich einer ihrer Ansicht nach hoffnungslosen Situation hilflos ausgeliefert. (2) Die Distanz zwischen ihr und ihrem Mann stellte für sie eine emotionelle Belastung dar. (3) Sie war überzeugt davon, ein Opfer der Umstände zu sein – wegen des Verhalten ihres Mannes in einer unglücklichen Ehe gefangen zu sein. (4) Sie betrachtete das Evangelium als eine Sammlung schöner Lebensregeln, die aber leider nicht auf ihre Umstände zutrafen. (Sie war gleichsam überzeugt, daß ihre besonderen Schwierigkeiten eine Ausnahme bildeten und die Evangeliumsgrundsätze sich in ihrem Fall nicht anwenden ließen.) Ich selbst bin aber davon überzeugt, daß das Evangelium Jesu Christi für Eheprobleme die richtige Lösung ist, noch dazu eine sehr praktische. Zwar meinen manche Eheleute, der Rat, den die heiligen Schriften geben, sei zu abstrakt oder zu idealistisch, doch ich

Wenn wir den Ehepartner wie uns selbst lieben, betrachten wir ihn mit anderen Augen . . . und wandeln auf dem Pfad des Evangeliums.

---

sehe immer wieder, wie das Evangelium eine Quelle persönlichen und ehelichen Glücklichseins ist und Lösungen für Eheprobleme bietet. Infolgedessen versuchte ich Schwester Flagg klarzumachen, wie drei wichtige evangeliumsgemäße Eigenschaften – Vergebung, Nächstenliebe und Einfühlung – ihr und ihrem Mann helfen konnten, mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden. Ich versuchte ihr vor Augen zu führen, daß sie die Schuld für ihr Unglück ihrem Mann zu unrecht zuschob, so wie ich die Schuld für meine Gereiztheit meiner Frau gegeben hatte, als wir ausgesperrt waren. Ob meine Frau nun schuld war oder nicht – ich schob ihr doch ungerechtfertigt die Schuld für meine Reaktion zu. Mein Ärger war nichts anderes als eine Weigerung, mich in meine Frau einzufühlen. Schwester Flaggs Situation war ähnlich: Ob ihr Mann nun schuld war oder nicht – ihr Gefühl der Hilflosigkeit war der Ausdruck dafür, daß sie sich nicht in ihn einfühlen konnte.

Ich sagte nicht, daß ihr Mann unschuldig war und daß eine andere Einstellung ihrerseits schon die Lösung gewesen wäre. Ich meine vielmehr, daß der Umstand, wie sie ihre ganze Situation betrachtete, einen Teil des Problems ausmachte. Indem sie auf ihrer Hilflosigkeit beharrte, wurde sie tatsächlich hilflos.

Angenommen, Bruder Flagg war wirklich so verschlossen und desinteressiert, wie seine Frau behauptete, und ihre Schilderung war vollkommen zutreffend. Wenn sie nach den Grundsätzen des Evangeliums gelebt hätte, so hätte sie trotzdem viel tun können, um ihre Situation zu verbessern. Zwar konnte niemand garantieren, daß ihr Mann darauf reagieren und sich ändern würde, sie hätte sich aber aus ihrer Hilflosigkeit und Verzweiflung befreien und das Leben für sich und hoffentlich auch für ihren Mann schöner machen können.

Wenn jemand, der sich in einer ähnlichen Situation wie Schwester Flagg befindet, erkennen würde, daß er gegen seine Probleme selbst etwas tun kann, hätte er ja längst damit begonnen. Ich habe einmal mit einem Mann gearbeitet, der sich wie Schwester Flagg hilflos vorkam. Er war fest davon überzeugt, daß er an seinen Eheproblemen nichts ändern konnte. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit war zwar etwas Wirkliches, aber die Ursache dafür war nicht die Lage, in der er sich befand. Die Ursache lag in ihm selbst: Er wollte dadurch lediglich ausdrücken, wen die Schuld traf. Das Gefühl der Hilflosigkeit war für ihn „Beweis", daß er an seiner Lage nichts ändern konnte und ihr ausgeliefert war. Indem er solche Gefühle hegte, rächte er sich an seiner Frau für das „Unrecht", das sie ihm zufügte.

Eine Einstellungsänderung durch das Annehmen des Sühnopfers ist die Voraussetzung für jede Änderung in der Ehe oder Familie.

Was konnte er hinsichtlich dieser Gefühle tun? Wie Schwester Flagg konnte er sie zugunsten christusähnlicher Eigenschaften – Vergebung, Nächstenliebe und Einfühlung – aufgeben. Er konnte sich nicht zugleich hilflos fühlen und bereit sein, zu vergeben. Entweder würde er weiterhin meinen, daß er hilflos sei, oder er würde das Herz dem Herrn zuwenden und damit beginnen, das Problem zu lösen.

Wenn wir jemandem feindselig gegenüberstehen, so ist das für unsere Probleme stärker ausschlaggebend als das Verhalten des Betreffenden. Das Verhalten des anderen ist nicht daran schuld, sondern wir selbst. Wenn wir inneren Frieden haben wollen, müssen wir von solchen ablehnenden Gefühlen umkehren.

In ‚Lehre und Bündnisse' 64:10 steht: „Ich, der Herr, vergebe, wem ich vergeben will, aber von euch wird verlangt, daß ihr allen Menschen vergebt." Die Bereitschaft, dem Ehepartner zu vergeben, ist ein wichtiger erster Schritt. Indem wir an die beiden ersten Gebote glauben, werden sie für uns schon zum Segen. Wenn wir den Herrn von ganzem Herzen lieben, sehen wir unsere Situation in einem anderen Licht. Wenn wir den Ehepartner wie uns selbst lieben, betrachten wir ihn mit anderen Augen, sind einfühlsamer und nicht länger verzweifelt. Wir wandeln dann auf dem Pfad des Evangeliums, aber nicht auf einem Weg, der das Evangelium verleugnet.

Unsere emotionelle Last wird leichter, sobald uns klar wird, daß wir gar nicht hilflos sind. Das ist Glaube – nicht der Glaube, der tatenlos in einem Buch im Bücherschrank verbleibt, sondern im Herzen, im Denken und im Leben der Menschen etwas bewirkt. Ein Geschenk des Evangeliums ist der Glaube, daß Gott auch Kummer kennt, und daß ihm unsere Schwierigkeiten nicht gleichgültig sind. Wenn wir uns in dieser Weise auf das Grundsätzliche im Evangelium besinnen, tauschen wir das bedrückende Gefühl der Hilflosigkeit gegen Glauben ein. Die Gefühle, die uns dann bewegen, sind ganz anderer Art als die Verzweiflung, die wir zuvor gespürt haben.

Vielleicht wirft der eine oder andere ein: „Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß ich ein Opfer bin. Macht das Verhalten meines Ehepartners es mir nicht unmöglich, etwas anderes als das zu empfinden, was ich jetzt empfinde?"

Das Evangelium lehrt uns, daß wir frei sind, „unser Handeln selbst zu bestimmen, und es wird nicht über uns bestimmt . . . uns ist alles gegeben, was für den Menschen ratsam ist" (s. 2Ne 2:26,27). Mit anderen Worten: Was immer der Ehepartner auch tun mag, sein Verhalten allein kann uns nicht daran hindern, so zu



leben, wie wir unserer Meinung nach leben sollen.

Es gibt natürlich keine Zauberformel, die man anwenden könnte. Man stelle sich aber nur einmal vor, was in einem Ehemann vorgehen könnte, der versucht, sich in seine Frau einzufühlen, der ihre „Fehler" vom Standpunkt der Nächstenliebe aus betrachtet. Sähe er dann nicht auch ihren Standpunkt und das, was sie bedrückt? Würde er dann nicht in ihrem Verhalten den Versuch der Rechtfertigung entdecken? Würde er dann nicht darüber nachdenken, wie sie gemeinsam ihre Schwierigkeiten überwinden könnten? Sähe er dann nicht einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft? Das Evangelium bejaht all diese Fragen.

Mit einer neuen Einstellung wie dieser wären wir „frei", an einer besseren Ehe zu arbeiten. Anstatt immer zu behaupten, daß man in einer ausweglosen Lage steckt, würde man eine Möglichkeit sehen, überzeugend, sanft und liebevoll zu sein – einander mit „ungeheuchelter Liebe" zu begegnen. Wir würden den Ehepartner mit den Augen des Herrn sehen. Wir würden auch uns selbst und die eigene Ehe mit anderen Augen sehen – mit einer Betrachtungsweise, die einem evangeliumsgemäßen Leben entspringt. Wir wären einfühlsam statt vorwurfsvoll, ärgerlich und verzweifelt.

Diese Einstellungsänderung ist aber erst der Anfang und kann die Ehe nicht über Nacht verändern. Wenn wir einander jedoch einfühlsam betrachten, betreten wir damit den Weg, Probleme wirkungsvoll zu lösen. Da Macht und Einfluß in der Tat durch ungeheuchelte Liebe, Barmherzigkeit und Interesse für den anderen entstehen, können wir dann in unserer Ehe einen rechtschaffenen Einfluß ausüben.

Natürlich kann es sein, daß sich der Ehepartner nicht ändert und daß wir in der Ehe nicht das Einssein erreichen, das wir anstreben. Aber auch dann können wir uns zumindest von Ärger und dem Gefühl der Hilflosigkeit befreien und das Leben immer noch sinnvoll und lohnend finden. Wir sind nicht hilflos, und wir sind nicht das Opfer der Umstände.

Oft aber ist es in einer solchen Situation der Fall, daß sich viele „Probleme" des einen Ehepartners einfach in Luft auflösen, wenn der andere anfängt, einfühlsam zu sein. Groll oder unfreundliche Gefühle sollen oft nur den eigenen Ärger rechtfertigen. Dazu ziehen wir dann manchmal die Fehler des Ehepartners heran. Wenn wir von solchen Gefühlen umkehren, dann verraucht der Ärger, und wir sehen den Menschen, den wir lieben, in einem ganz neuen Licht. Dann werden wir selbst der einfühlsame Ehepartner, den wir gern zum Partner hätten.



Dadurch können wir für den anderen ein Segen sein.

„Daran haben wir die Liebe erkannt", schreibt Johannes, „daß er sein Leben für uns hingegeben hat. So müssen auch wir für die Brüder das Leben hingeben. Wenn jemand Vermögen hat und sein Herz vor dem Bruder verschließt, den er in Not sieht, wie kann die Gottesliebe in ihm bleiben? Meine Kinder, wir wollen nicht mit Wort und Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit." (1Joh 3:16–18.)

Das Evangelium ist die Lösung für alle Eheprobleme. Eine Einstellungsänderung durch das Annehmen des Sühnopfers ist die Voraussetzung für jede Änderung, auch für Änderungen in der Ehe oder Familie. Wir können nicht für andere entscheiden, was sie tun sollen, aber wir haben das Evangelium Christi – und dazu gehört die Bereitschaft, zu vergeben, gehören Nächstenliebe und Einfühlung. Dank dem Evangelium und unserer Entscheidungsfreiheit können wir aber entscheiden, was wir selbst tun. Und da wir den gleichen Geist ernten, den wir säen, können wir entweder für unfreundliche Gefühle und Ärger oder für Frieden und Eintracht in der Familie sorgen. ☐

Sprechen wir darüber

Wenn Sie diesen Artikel gelesen haben, möchten Sie vielleicht über ein paar der folgenden Fragen nachdenken oder mit Ihrem Ehepartner darüber sprechen.

1. Wie kann das Evangelium mir eine Lösung für verschiedene Probleme in meiner Ehe bieten?

2. Bin ich meinem Ehepartner gegenüber manchmal „hartherzig"? Wie würde sich unsere Ehe verbessern, wenn jeder die Verantwortung für das, was er tut, übernähme?

3. Der Verfasser stellt die Behauptung auf, daß unsere Emotionen oft nur eine Flucht vor der eigenen Verantwortung sind. Wie kann man mit solchen Emotionen fertig werden?

4. Wie sieht eine „einfühlsame" Ehe aus? Wie würden wir einander behandeln, wenn wir ein „reuiges und zerknirschtes Herz" hätten?

ERROLL BENNETT

Der Mut eines tahitischen Fußballstars ändert die Regeln

Michael Otterson

„Bist du wahnsinnig?" tobte Erroll Bennetts Vater, als er von der Absicht seines Sohnes erfuhr, sich der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage anzuschließen. „Bist du völlig verrückt geworden? Du mußt doch alles aufgeben – *alles,* wofür du gearbeitet hast. Du weißt wohl nicht, was du tust!"

Die Einwände seines Sohnes fegte er vom Tisch und blieb fest: „Wenn du das tust, kenne ich dich nicht mehr. Nimm alles in diesem Haus, was dir gehört, und komm mir nicht mehr über diese Schwelle."

Es war natürlich nicht das erste Mal, daß schwerwiegende Zweifel jemand daran hinderten, das Evangelium anzunehmen. Hier ging es aber um mehr als nur den Widerstand gegen eine neue religiöse Lehre.

Daß Erroll Bennett sich der Kirche anschloß, hätte durchaus das Ende seiner aufsehenerregenden Karriere als Spitzenstar des tahitischen Fußballs bedeuten können. Auf dieser südpazifischen Insel hat der Fußball eine ähnliche Bedeutung wie etwa in Südamerika oder in Teilen Europas. Er hat in Tahiti weit mehr Anhänger als jede andere Sportart, und für viele Fans ist dieser Sport ihr Leben. Ein Fußballstar ist ein gefeierter Nationalheld. Erroll Bennett hatte mit 27 Jahren diesen Status als Mannschaftskapitän der ersten Garnitur der Tahiti Honours Division schon erreicht. Jedes Kind kannte seinen Namen, und vieles deutete darauf hin, daß er sich lange an der Spitze halten würde. Sein eher schmächtiger Körperbau und seine Körpergröße von 1,75 m ließen nicht erahnen, wie er das Feld beherrschte. Außerdem schienen sein häufiges Lächeln und seine ruhige Art mit den Schlagzeilen in den tahitischen Zeitungen völlig im Widerspruch zu stehen: „Bennett, Terror des Stadiums", „Bennett ohne Gnade", „Bennett: Bester Torschütze der Saison".

Während er an dem Abend im Jahr 1977 mit seiner Frau zum Haus seiner Eltern unterwegs war und überlegte, wie er ihnen die Neuigkeit beibringen sollte, dachte er an die jüngsten Ereignisse, die sein Leben so dramatisch verändert hatten.

Da es in Tahiti keinen Profisport gibt, hatte Bennett tagsüber in der Hauptstadt Papeete als Polizist gearbeitet. Ein Freund in der Finanzabteilung der Stadtverwaltung hatte ihn mit der Kirche bekanntgemacht. Es handelte sich um Lysis Terooatea, den Bischof der 3.



Gemeinde im Pfahl Tahiti. Er hatte den Fußballspieler mit seiner Frau zum Familienabend eingeladen.
Den Bennetts hatte der Abend gefallen. Der Film „Des Menschen Suche nach Glück", hatte sie tief beeindruckt. Es folgten weitere Einladungen, und das Interesse der Bennetts wuchs. Später erzählte Bruder Bennett: „Der Bischof erläuterte die Evangeliumsgrundsätze mit großer Klarheit. Meine Frau und ich spürten im Innersten, daß die Taufe notwendig ist."
Diese Entscheidung hatte in Erroll Bennetts Fußballklub Central, Tabellenführer der Honours Division, wie eine Bombe eingeschlagen, und das hatte nichts mit religiöser Intoleranz zu tun. In Tahiti wie an vielen anderen Orten im Südpazifik finden Fußballspiele nur am Sonntag statt. Die Leute im Klubvorstand wußten, daß Mormonen am Sonntag anderes zu tun haben, als Fußball zu spielen. Bennetts Entscheidung, ein Heiliger der Letzten Tage zu werden, war also fast mit Sicherheit gleichbedeutend mit dem Ende seiner Karriere.
Das mit dem Sonntag stimmte. Erroll Bennett verkündete bereits, daß er am Sonntag nicht mehr spielen würde, wenn er sich taufen ließe. Die Kirche würde für ihn an erster Stelle stehen – noch vor seinem geliebten Fußball. Verzweifelt hatte Napoléon Spitz, Präsident des Central-Klubs und FB-Ligapräsident, ein sehr einflußreicher und mächtiger Mann im tahitischen Sport, den damaligen Pfahlpräsidenten des Pfahls Tahiti und jetzigen Regionalrepräsentanten Victor D. Cave angerufen. Er fragte, ob es denn keine Möglichkeit gäbe, Erroll Bennett für Spiele am Sonntag freizustellen. Es ging ja nicht nur um Fußball, sondern um den Nationalstolz Tahitis. Die Antwort des Pfahlpräsidenten war höflich, aber bestimmt: „Fragen Sie ihn selbst. Es ist seine Entscheidung, sich taufen zu lassen, und er wird Ihnen sagen, wie er darüber denkt."
Das alles war aber nicht halb so schwierig wie die Aussicht, seinem Vater gegenübertreten zu müssen, den er sehr liebte und respektierte und der auf die sportliche Leistung seines Sohnes überaus stolz war.
Wenn man Bruder Bennett heute zuhört, wie er diese Situation schildert, wird einem klar, daß sie ihn tatsächlich zutiefst getroffen hat. Er hatte zu seinen Eltern immer ein enges Verhältnis gehabt, aber nun war sein Vater unerbittlich. „Du hast zwischen uns eine Mauer errichtet. Ich möchte mit dir nichts mehr zu tun haben." Außerdem wollte er auch das dritte Kind seines Sohnes nicht sehen, das Baby, das seine Frau damals erwartete. Bennett und seine Frau verließen das Haus seiner Eltern unter Tränen. Sie waren zutiefst unglücklich, wußten aber, daß sie sich nicht vom Evangelium abwenden konnten. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ihre Überzeugung jedem Druck standhalten konnte.
Obwohl Bennett noch kein Mitglied war, wandte er sich an seinen Freund, Bischof Terooatea, um Rat. Der Fußballspieler erinnert sich gern daran, wie ihm der Bischof zuhörte und ihn dann drängte, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Er riet ihm, mit der Taufe noch bis nach diesem letzten Versuch zu warten. Dann erklärte er ihm, was ein Priestertumssegen ist und wie ihm die Vollmacht des Priestertums helfen könne.

An diesem Abend bekam Erroll Bennett seinen ersten Priestertumssegen, und zwar von seinem alten Freund, dem Fußballenthusiasten Noel Tarati. Bruder Tarati gab ihm ruhig die Verheißung, daß sein Vater ihn empfangen würde, wenn er zu ihm ginge, auch wenn harte Worte gefallen waren.

Am nächsten Tag fuhr er wieder zu seinem Vater. Als er sich dem Haus näherte, sah er seinen Vater an der Gartentür stehen. Er hatte Tränen in den Augen. „Verzeih mir, Erroll", sagte er. „Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil ich immer an dich denken mußte. Wenn du nicht hergekommen wärst, wäre ich zu dir gekommen." Dann fuhr er fort: „Du weißt, daß Tausende Menschen von dir enttäuscht sein werden. Wenn du am Sonntag nicht spielst, ist das das Ende deiner Laufbahn. Dir ist doch klar, daß Napoléon Spitz nicht den ganzen Spielkalender umstoßen wird, nur um es dir recht zu machen. Trotzdem, die Entscheidung liegt bei dir. Ich bitte dich nur, daß du dieses Thema nie wieder anschneidest. Es ist erledigt."

Obwohl die Beziehung zu seinem Vater heute genau so eng ist wie eh und je, übten beide Seiten der Familie bis zum Tag der Taufe Druck auf ihn aus. „Ich weiß noch, was ich an diesem Tag empfunden habe", sagt Bruder Bennett heute. „Wir waren großem Druck ausgesetzt, und wir wußten, was wir zu tun hatten. Trotzdem hatte ich irgendwie das Gefühl, daß ich eine letzte Bestätigung brauchte, ein letztes Zeichen vom Herrn, daß alles in Ordnung war und wir den Schritt tun sollten.

Ich ging auf den Berg in der Nähe meines Hauses, wo ich immer jogge, und dort schüttete ich dem himmlischen Vater mein Herz aus. Ich bat um eine Bestätigung, vielleicht um irgendeine Botschaft, daß ich im Begriff war, den richtigen Schritt zu tun. Auf dem halben Rückweg den Berg hinab sprach ich dasselbe Gebet noch einmal.

Als ich mein Haus erreichte, sah ich ein Auto davor stehen. Es gehörte Gabriel Vaianui, einem seit etwa zehn Jahren inaktiven Mitglied. Er besuchte nur hin und wieder die Versammlungen. Er war auf dem Markt gewesen und hatte jemand sagen hören, daß sich Erroll Bennett doch nicht der Mormonenkirche anschließen werde. Daher war er hergekommen, um selbst herauszufinden, was nun stimmte."

Er erkannte Bruder Vaianui als den Überbringer der Botschaft, die er gesucht hatte, und fragte ihn: „Gabriel, soll ich mich heute taufen lassen?" Ohne Zögern kam die Antwort: „Erroll, was immer du auch tust, du mußt dich taufen lassen! Kehre der Kirche nicht den Rücken."

Bruder Bennett ist heute dankbar für Gabriel Vaianuis Rat. „Genau das hatte ich gebraucht – den kleinen Anstoß, der mir den fehlenden Mut gab."

Die Taufe fand wie geplant statt, und hinterher hatte Erroll Bennett Zeit zum Nachdenken. Vom Fußballklub meldete sich niemand mit Glückwünschen oder Kritik, und am Ende dieses stillen Abends hatte er seine Entscheidung getroffen. Es half nichts, sich über einen ungewissen Kompromiß den Kopf zu zerbrechen, und es hatte auch keinen Sinn zu trainieren, wenn er sonntags doch nicht spielen würde. Am nächsten Tag würde er mit Napoléon Spitz sprechen und sich vom aktiven Fußball zurückziehen. Seine Po-

sition stünde dann einem anderen hoffnungsvollen Spieler offen. Spitz reagierte in unerwarteter Weise. „Warte ein paar Tage", sagte er. „Warte die Ligasitzung ab, die diese Woche stattfindet." Als Bennett ein paar Tage später den neuesten Stand der Dinge erfuhr, traute er seinen Ohren nicht. Napoléon Spitz hatte den Vorstandsmitgliedern der Liga mitgeteilt, daß Tahiti Central in Zukunft nicht mehr am Sonntag spielen würde. Er erklärte, die Spiele am Sonntag hielten die Mannschaft davon ab, mit ihren Familien zusammen zu sein, und das sei ein untragbarer Zustand. Central würde also am Sonntag nicht mehr spielen, was immer auch die anderen Mannschaften täten.

Es wurde abgestimmt, und die Entscheidung war einstimmig. Von nun an würden alle Spiele der Honours Division wochentags abends stattfinden. Michael Ferrand, leitender Sportreporter der tahitischen Tageszeitung „La Depeche", war als Delegierter eines anderen Klubs bei dieser Sitzung dabei und erinnert sich noch gut daran. Er berichtete mit einem Lächeln: „Natürlich kannten wir alle den wirklichen Grund der geforderten Änderung. Napoléon Spitz sprach bei der Sitzung als Delegierter des Central-Klubs. Er nannte ein paar gute Gründe, weshalb diese Änderung vorzunehmen sei – die Spieler stünden wegen ihrer Familien unter Druck, und so weiter –, aber wahrscheinlich wußten alle Anwesenden, daß der Beitritt Erroll Bennetts zur Mormonenkirche die eigentliche Ursache war." Ferrand sagt, daß den Spielern die neue Regelung nur recht war, wenn auch die Reaktion der Öffentlichkeit gemischt war. „Es ist nicht leicht, eine alte Tradition zu ändern", sagte Ferrand. „Die Leute waren seit Jahren sonntags zum Spiel gegangen, und nun sollten die Spiele plötzlich an einem Wochentag stattfinden. Ein paar Sportreporter waren ein wenig unzufrieden, doch blieb die Kritik eher gedämpft. Man muß bedenken, daß Erroll Bennett in Tahiti ungeheuer populär ist. Kein Sportreporter wird einen Nationalhelden offen angreifen."

Seit Erroll Bennetts Taufe im Jahre 1977 spielen alle zwölf Klubs der tahitischen Honours Division nur noch wochentags. Die neue Regelung hat sich so fest eingebürgert, daß sich daran wahrscheinlich auch nichts mehr ändern wird, wenn Bennett nicht mehr Fußball spielt. Michael Ferrand, der auch Führungsekretär des College La Mennais, der größten katholischen Schule in Tahiti ist, freut sich über die Neuerung.

„Ich persönlich finde das gut" sagte er. „Wenn es dazu beiträgt, daß der Sonntag geheiligt wird, umso besser."

Natürlich behauptet niemand, daß die Fußballenthusiasten nun statt auf den Sportplatz massenhaft in die Kirche strömen. Aber abgesehen davon, daß die Änderung, zu der Bennetts Taufe vor fünf Jahren den Anstoß gab, auf die Sabbatheiligung aufmerksam gemacht hat, scheint sie sich auch auf den tahitischen Fußball selbst positiv auszuwirken. Napoléon Spitz, der die Auswirkungen wie kein anderer beobachten konnte, macht keinen Hehl aus seiner Meinung: „Es besteht kein Zweifel daran, daß die Mannschaft lieber wochentags spielt. Die Spieler haben festgestellt, daß sie den Sonntag gern mit der Familie verbringen. Sie scheinen auch besser ausgeruht zu sein, und sie trainieren und spielen besser.

Vielleicht war die Öffentlichkeit anfangs unsicher, aber ich glaube, die Leute wissen die zusätzliche freie Zeit am Sonntag zu schätzen, wo sie mit der Familie unternehmen können, was sie gern möchten. Es ist für alle von Vorteil."
Bruder Bennetts Grundsatz, am Sonntag nicht zu spielen, bedeutete, daß er in den letzten fünf Jahren lediglich zwei Spiele in Tahiti versäumte, beide im Jahr 1977. Das erste fand am Tag nach seiner Taufe statt, vor der historischen Sitzung der Ligavorstände, bei der die Spielzeiten geändert wurden. Das zweite Spiel war das Finale um den Tahiti-Pokal, einer offenen Ausscheidung für alle 112 tahitischen Klubs. Napoléon Spitz sagt, es sei einfach zu kompliziert gewesen, in diesem ersten Jahr so kurzfristig das Finale auf einen anderen Tag zu verlegen. Im nächsten und in allen weiteren Jahren wurde um den Tahiti-Pokal nie mehr am Sonntag gespielt – wegen Erroll Bennett.
Bennetts Festhalten an einem bestimmten Grundsatz wäre allein schon sehr bemerkenswert gewesen, auch wenn es sich in sonst keiner Weise ausgewirkt hätte. Trotzdem wurde seine Überzeugung im Lauf der nächsten paar Jahre immer wieder auf die Probe gestellt, und jedes Mal spielte Napoléon Spitz eine entscheidende Rolle.
Auf Tahiti lebt die Mehrheit der weit verstreuten 150 000 Einwohner Französisch-Polynesiens, eines autonomen französischen Territoriums, das seine eigenen Abgeordneten ins französische Parlament wählt. Da Tahiti französisches Territorium und keine unabhängige Nation ist, kann es nicht am Fußball-Weltcup oder an den Olympischen Spielen teilnehmen. Tahiti kann aber an der Südpazifischen Meisterschaft teilnehmen, die alle vier Jahre stattfindet.

Bei der Südpazifischen Meisterschaft, die 1979 in Suva auf Fidschi stattfand, sollte Erroll Benntts Beharren auf der Heilighaltung des Sonntags bemerkenswerte Folgen haben.

Bei den Vorverhandlungen mit Fidschi, die einige Monate vor dem Spiel geführt wurden, hatte Napoléon Spitz erwartet, daß die Sache mit dem Sonntag erneut problematisch werden könnte. Er hatte recht. Fidschi setzte das Endspiel für einen Sonntag an, und die Frage war noch immer ungelöst, als die tahitischen Mannschaften mit Napoléon Spitz als Leiter in Suva eintrafen. Das Sonntagsproblem war bei dieser Meisterschaft allerdings nicht neu. Tonga und Samoa hatten in früheren Jahren ebenfalls religiös begründete Einwände erhoben, jedoch keine Änderung bewirken können. 1979 kam aber alles anders.

Napoléon Spitz war wohlgerüstet. Er verwies auf eine halbvergessene und lange mißachtete Klausel in den Spielsatzungen für die Südpazifische Meisterschaft, worin es hieß, daß Spiele am Sonntag verboten waren. Spitz bestand darauf, daß diese Klausel befolgt wurde. „Der Sonntag wurde vom Spielplan gestrichen", erzählte er. „Es wäre für mich untragbar gewesen, wenn Erroll Bennett nicht gespielt hätte, und da er nicht am Sonntag spielte, gab es nur einen einzigen Ausweg. Sie stimmten damals zu, auch die Basketballausscheidung am Samstag durchzuführen, weil in der tahitischen Mannschaft fünf Spieler Mormonen waren." Und er lacht über das ganze Gesicht, als er sagt: „Ihr Mormonen habt



Erroll Bennett und Familie mit einigen seiner Trophäen

den Sport im Südpazifik völlig durcheinandergebracht!"

Nach den monatelangen Verhandlungen kam endlich der Tag der Meisterschaft für das Jahr 1979 heran. Die tahitische Fußballmannschaft gewann unter der Führung ihres HLT-Mannschaftskapitäns das Viertelfinale gegen die Neuen Hebriden (nunmehr der unabhängige Staat Vanuatu), nachdem der Spieltermin von Sonntag auf Montag verlegt worden war. Im Halbfinale besiegte Tahiti Neukaledonien. Der Höhepunkt war ein tahitischer Sieg über Fidschi im Finale.

Man könnte meinen, Erroll Bennett sei vielleicht starrköpfig oder sogar eingebildet, weil man ihm aufgrund seines besonderen Könnens so weit entgegenkommt, doch sein Verhalten zeigt keine derartige Einstellung. Auf Fragen antwortet er ruhig, fast schüchtern. Sein jugendhaftes Lächeln täuscht darüber hinweg, daß er ein Mensch ist, der viel denkt und feste Grundsätze hat. Diese Eigenschaft dürfte der Grund dafür sein, daß führende Persönlichkeiten mit großem Durchsetzungsvermögen wie Napoléon Spitz ihn so gern mögen und daß sein Team ihn so respektiert.

Daß Erroll Bennett es mit der Sabbatheiligung ernst meint, steht außer Frage. Wenn er sagt, er versäumt lieber ein wichtiges Spiel, als am Tag des Herrn Fußball zu spielen, so meint er das auch. Dies zeigte sich mehrmals, als er wegen seiner religiösen Überzeugung nicht an internationalen Spielen teilnahm. Diese Spiele fanden jedesmal außerhalb von Tahiti statt, wo der Gastgeber das Recht hatte, den Spieltermin festzusetzen, und keinen Vorteil darin sah, dem Gast Tahiti entgegenzukommen.

Eines der bemerkenswertesten Erlebnisse ereignete sich 1978 bei der Ausscheidung um den begehrten Frankreich-Cup, an der Mannschaften aus ganz Frankreich und den französischen Territorien teilnehmen. Da die tahitische Fußballiga der Feedération Francaise de Football angehörte, spielen auch tahitische Klubs um den Frankreich-Cup.

Einer schon lange praktizierten Übereinkunft gemäß spielen die beiden besten tahitischen Klubs gegen die beiden Besten vom Territorium Neukaledonien, das unter französischer Herrschaft steht. Dabei fällt die Entscheidung, welcher Klub aus dem südpazifischen Raum nach Frankreich fährt, um beim jährlichen Frankreich-Cup gegen die französischen Profis anzutreten. Die Ausscheidung findet einmal in Tahiti, einmal in Neukaledonien statt.

1978 sollte Tahiti Central, Erroll Bennetts Klub, gegen die Neukaledonier spielen, doch das Spiel sollte außerhalb von Tahiti und an einem Sonntag stattfinden. Nicht einmal das Verhandlungstalent des Napoléon Spitz konnte die Neukaledonier dazu bewegen, das Spiel auf einen anderen Tag zu verlegen, und so blieb Bennett dem Spiel fern, wie er es im Jahr zuvor getan hatte, nachdem er seine Mannschaft bis zur Cupausscheidung geführt hatte. Während sich seine Teamkollegen auf die entscheidende Begegnung später am Tag vorbereiteten, ging er zur Kirche. Als zum Anstoß gepfiffen wurde, war der Mannschaftskapitän des Central Klubs allein in seinem Hotelzimmer.

„Ich werde diesen Tag nie vergessen", berichtet Bruder Bennett. „Gegen Ende des Spiels hatte ich sehr deutlich das

Gefühl, daß es um uns schlecht stand. Ich überlegte, ob es wohl recht sei, wegen eines Fußballspiels zum Herrn zu beten, doch wußte ich, daß er meine Lage kannte und daß ich mich bemüht hatte, das Rechte zu tun. Schließlich kniete ich mich hin und bat den Herrn, er möge meiner Mannschaft helfen, ihr Bestes zu geben."

Er erfuhr später an diesem Sabbat, daß Central 60 Sekunden vor Spielende 1:2 unterlag und dann auf 2:2 erhöhte. In der folgenden Verlängerung schoß Central das Siegestor. Es war eins der denkwürdigsten Spiele des Klubs.

Im Jahr 1980 wurde Central erneut zu einem Spiel gegen Neukaledonien im Frankreich-Cup eingeladen, und zwar außerhalb Tahitis. Erroll Bennett sträubte sich gegen die Teilnahme. „Es war ein internationales Match", sagt er, „und es war klar, daß es zu bösen Gefühlen kommen würde, wenn wir bis ins Finale gelangten und ich dann wegen eines Spiels am Sonntag ausstieg. Ich schlug vor, daß es für alle Seiten fairer wäre, wenn ich meinen Platz abträte, aber Napoléon Spitz wollte davon nichts wissen. Er redete den Neukaledoniern so lange zu, bis sie am Samstag spielten."

Bennett schoß beim Spiel das entscheidende Tor – 4:3.

Da es in Tahiti keinen Profisport gibt, könnte man die Französisch-Polynesier leicht als unbedeutend für den internationalen Fußball abtun. In Wirklichkeit aber ist gerade das Gegenteil der Fall. Fast 25 Prozent der Bevölkerung sind zahlende Mitglieder von Sportklubs. Tahiti steht, was Können, Taktik und Ausdauer anbelangt, ganz oder doch fast an der Spitze der 14 Nationen und Territorien des Südpazifiks. Erroll Bennett, die Verkörperung des tahitischen Fußballerfolgs, hat bereits erlebt, daß sein Einfluß bis über die Grenzen des eigenen Landes hinaus wirkt.

Bruder Bennett erzählt gern von einem Gespräch, das er während der Südpazifischen Meisterschaft 1979 mit einem Zeitungsreporter führte. Beeindruckt von der Weigerung des Mannschaftskapitäns, am Sabbat zu spielen, bat der Journalist ihm um ein Interview. Während des Gesprächs fragte er: „Welche heute lebende Persönlichkeit bewundern Sie am meisten?"

„Er lehnte sich zurück und wartete auf meine Antwort", erzählte Bruder Bennett. „Wahrscheinlich hatte er den Namen irgendeines großen Sportlers erwartet. Stattdessen sagte ich, ich bewunderte am meisten den 83jährigen Spencer W. Kimball, den Präsidenten der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Ich sagte, ich würde ihm gern eines Tages die Hand schütteln. Der Rest des Interviews drehte sich hauptsächlich um die Kirche."

Erroll Bennett konnte Präsident Kimball auch wirklich einmal die Hand schütteln. Am 13. Februar 1981 besuchte Präsident Kimball Tahiti, um den ersten Spatenstich für den Bau des Tahiti-Tempels vorzunehmen.

Erroll Bennett war beauftragt, die Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz des Präsidenten der Kirche zu beaufsichtigen.

Heute ist Bruder Bennett 32 Jahre alt und Vater von fünf Kindern. Er steht noch immer an der Spitze des tahitischen Fußballs. Die Regale im Wohnzimmer seines Hauses am Rande von Papeete sind voll von Fußballtrophäen. Seit zehn



Erroll Bennett nach einem großen Sieg in Hochstimmung

GLAUBE, SAMEN UND JASONS MUTTER

Carolyn Campbell

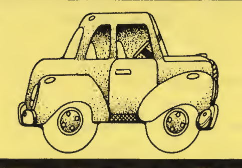
„Mama, bist du sicher, daß diese Samen aufgehen werden?“ fragte Jason seine Mutter, die gerade einen Klumpen Brotteig knetete. Sie nickte.

Jason beugte sich immer noch über einen kleinen Blumentopf, in den er Bohnensamen gepflanzt hatte, aber außer Erde sah er nichts. Er hätte gerne den Finger in die Erde gesteckt, um nachzusehen, ob die Samen schon keimten, aber er wußte, daß er das nicht durfte. Die Mutter hatte ihm gesagt, daß Samen leicht beschädigt werden und vorsichtig gepflegt werden müssen, wenn sie wachsen sollen.

„Aber bist du ganz sicher, daß sie wachsen?“ fragte er noch einmal. Mutter hörte zu kneten auf und überlegte einen Augenblick. „Jason, weißt du noch, wie wir beim Familienabend über den Glauben gesprochen haben? Wir haben gesagt, glauben bedeutet, daß man weiß, daß etwas da ist, obwohl man es nicht sieht. Mit diesen Samen ist es ähnlich. Wir können sie nicht wachsen sehen, aber wir wissen, daß sie langsam größer und größer werden. Und wenn wir lange genug warten, kommen lange, dünne Bohnenranken aus der Erde, und schließlich können wir sogar aus den Bohnen ein Mittagessen machen.“

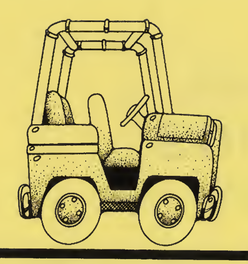
Illustriert von Sharron Vintson





„Meinst du, daß ich je Glauben haben werde?"
„Sicher. Wenn du im Haus bist und hinausgehen willst, weißt du zum Beispiel, daß draußen die Sonne scheint, oder?"
„Ja. Sogar wenn es regnet, ist sie da, hinter Wolken versteckt."
„Und du weißt auch, daß dein Papa dich liebhat, auch wenn er fort zur Arbeit geht."
„Das stimmt."
„Und wenn er nach Hause kommt, freut er sich, wenn er dich sieht. Wenn du ihm entgegenläufst, nimmt er dich gleich fest in die Arme."
„Das macht er immer", sagte Jason, und überlegte immer noch, was seine Mutter wohl meinte.
„Nun, all das zeigt, daß du Glauben hast."
Jason wollte noch weiter über Glauben sprechen, aber da klingelte das Telefon, sein Freund Dustin wollte mit ihm spielen.
Dustin hatte ein paar gelbe Lastwagen bekommen. Auf einen konnte man einen ganzen Eimer Sand aufladen, und so beschlossen die Jungen, in Dustins Sandkasten eine Burg zu bauen, mit vielen Türmen und Fenstern und Wällen.
Die Jungen häuften in der Mitte des Sandkastens eine Menge Sand auf, machten ihn mit dem Schlauch naß, steckten die Hände hinein und mischten den Sand mit den Fingern durch. Der warme Sand und das kühle Wasser fühlten sich herrlich an. Sie füllten Dustins Eimer mit Sand, stürzten ihn und bauten so sechs kleine Türme. Sie bauten auch eine große Zugbrücke und stellten an beiden Enden je einen Turm auf.

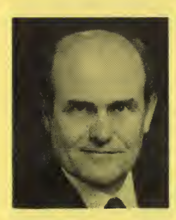




Als sie fertig waren, setzten sie sich an den Rand des Sandkastens und lachten einander an.
„Nicht schlecht, unsere Burg, was?" fragte Dustin.
„So eine große haben wir noch nie gebaut", erwiderte Jason. „Ich möchte einmal sehen, wie sie von oben aussieht."
Er stand auf und kletterte auf die Einfassung des Sandkastens. Die Einfassung war nicht sehr hoch, dafür aber schmal. Er verlor das Gleichgewicht und griff in die Luft, um sich irgendwo festzuhalten. Er ruderte mit den Armen, und dann fiel er. Mit dem Kinn schlug er auf der Ladefläche eines Lastwagens auf und verspürte einen stechenden Schmerz.
„Du blutest am Kinn!" schrie Dustin und rannte ins Haus.
Jason saß ganz still. Es tat so weh! Einen Augenblick später sah er Dustin und seine Mutter aus dem Haus gelaufen kommen.
„Ach Jason!" rief die Mutter. „Komm, ich helfe dir." Sie nahm seine Hand und half ihm aufstehen. „Komm, wir gehen ins Haus und waschen das Blut ab?"
Jason nickte. Er wollte nichts sagen, weil ihm ein Tränenkloß im Hals steckte. Er ging mit Dustin und seiner Mutter ins Haus. Dustins Mutter befeuchtete einen Waschlappen und drückte ihn leicht auf die Wunde, um den Schmerz zu lindern.
Nach kurzer Zeit nahm sie ihn wieder weg und sah sich die Wunde noch einmal an. „Jetzt sieht es schon viel besser aus. Soll ich deine Mutter anrufen, damit sie dich holt?"
Jason nickte wieder. Er war immer noch nicht sicher, ob er ein Wort herausbringen würde, ohne zu weinen. Er hörte, wie Dustins Mutter mit seiner Mutter telefonierte und sie bat herüberzukommen. Er war froh, daß sie kommen würde. Er wußte, sie würde kommen, so schnell sie konnte.
Da fiel ihm plötzlich ein, was sie am Morgen zu ihm gesagt hatte: „Man glaubt etwas, obwohl man es nicht sieht." Er wußte: Seine Mutter würde ihn holen kommen, obwohl er nicht sah, wie sie aus dem Haus ging. Er wußte auch, daß sie ihn pflegen würde, damit sein Kinn heilen konnte. Als er dies dachte, wurde ihm klar, daß er Glauben hatte und daß er sich geliebt und sicher fühlte – so sicher, daß er auf Dustins Bett einfach einschlief. □



ES GIBT NICHTS WICHTIGERES



Elder F. Enzio Busche
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Als ich noch ein kleiner Junge war und zur Schule ging, dachte ich, man lernt nur in der Schule. Ich muß zugeben, daß mir die Schule nicht besonders viel Spaß machte – vielleicht, weil die Lehrer nicht das lehrten, was ich lernen wollte; vielleicht auch, weil ich mich nicht genug anstrengte, das anzuhören, was sie zu sagen hatten. Inzwischen bin ich fünfzig Jahre alt und habe eins gelernt: Nichts bereitet mehr dauerhafte Freude, als wenn man endlich etwas versteht, was zu lernen man sich bemüht hat.

Es gibt vieles, was man lernen muß, aber das wichtigste für jeden ist, daß er weiß: Wir sind alle Kinder eines liebenden Vaters im Himmel. Niemand ist so klein oder so jung, daß der himmlische Vater ihn nicht sieht. Als ich etwa elf Jahre alt war, fing ich an, die Liebe unseres himmlischen Vaters zu verstehen. Meine Eltern waren damals nicht sehr religiös, aber sie waren gute Leute. Sie hatten mich lieb und lehrten mich, gut, rein und ehrlich zu sein. Sie halfen mir, nach Rechtschaffenheit zu streben. Obwohl sie immer an Wahrheit interessiert waren, kannten sie Gott nicht, und so konnten sie mir auch nicht von ihm erzählen. Ich hatte die schwache Hoffnung, daß es Gott wirklich gäbe, lernte aber nie jemand kennen, der von ihm wußte oder mir etwas über ihn sagen konnte.

Ich weiß noch, wie ich einmal jemand bei einem Autounfall sterben sah. Es war meine erste Begegnung mit dem Tod, und ich war so erschüttert, daß ich ein paar Tage nicht schlafen konnte und krank wurde. Niemand konnte mir sagen, was nach dem Tod geschieht. Ich



bekam große Angst, daß meinem Vater eines Tages ein Unglück zustoßen könnte und daß mir niemand würde sagen können, wohin er gegangen ist.

Später, im Zweiten Weltkrieg, lebte ich mit meiner Mutter und mit meinen vier Schwestern weit weg von zu Hause in Süddeutschland. Wir wohnten in zwei sehr kleinen, einfachen Zimmern. Wir waren von zu Hause geflohen, weil unsere Stadt durch viele Luftangriffe zerstört worden und unser Leben in Gefahr gewesen war. Mein Vater war fort, weil er zum Militär eingezogen worden war. Ich selbst war noch zu klein, um zu verstehen, was in diesem schrecklichen Krieg um mich her passierte.

Als ich eines Nachts im Bett lag, im selben Zimmer mit zwei meiner Schwestern, fühlte ich mich plötzlich sehr einsam. Meine Mutter und die beiden anderen Schwestern schliefen im Nebenzimmer, aber trotzdem fühlte ich mich in unserem vorübergehenden Heim und in der fremden Umgebung nicht zu Hause. Die Leute hier sprachen sogar eine andere Mundart, als ich sie gewohnt war. Mir kam ein be-

ängstigender Gedanke: *Zu welchem Zweck bin ich hier auf der Erde?* Ich fand darauf keine Antwort, und die Frage führte gleich zu einer weiteren, noch beängstigenderen:

Was ist die Ewigkeit?

Ich suchte in meinem Inneren nach der Antwort auf diese Fragen, aber je mehr ich über die Ewigkeit nachdachte, desto verlorener kam ich mir vor. Es gab nichts, woran ich mich hätte klammern können, keine Grundlage, auf die ich mich hätte stellen können. Ich hatte das Gefühl, zu fallen, immer weiter zu fallen, ohne Ende. Das flößte mir furchtbare Angst ein.

Ich kann mich noch genau an Einzelheiten in diesem Zimmer erinnern, an das fahle Mondlicht und an den Klang der Kirchenglocke, die jede Viertelstunde schlug. Ich lag bis früh am Morgen wach, und ich war so voller Verzweiflung, daß ich zu weinen begann. Ich weinte und weinte.

Plötzlich war etwas verändert. Eine tröstende Macht hüllte mich ein, und eine leise Stimme sprach zu meiner Seele: „Du bist mein Kind. Hab Vertrauen zu mir." Mein Herz war unmittelbar von Freude und Glück erfüllt. Meine ganze Angst und Einsamkeit und Verzweiflung verwandelten sich in ein Gefühl der Wärme und des Trostes. In dieser Nacht erfuhr ich zum ersten Mal, daß es jemand gibt, den ich nicht sehe, der mich aber liebt und sich um mich sorgt. Das gilt besonders dann, wenn ich verzweifelt bin oder Hilfe brauche.

Ich mußte noch viel lernen, bis ich besser verstand, wie sich der himmlische Vater um seine Kinder sorgt, aber ich hatte von Zeit zu Zeit in meinem Leben weitere geistige Erlebnisse. Ich bemühte mich, alle Bücher über Gott zu lesen, die ich finden konnte. Ich besuchte viele verschiedene Kirchen. Richtig zu verstehen begann ich aber erst achtzehn Jahre später, als die Missionare der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage an meine Tür klopften. Ich lernte unseren himmlischen Vater kennen, lernte, wie man mit ihm ein Bündnis schließt und wie man das Recht erhält, jederzeit mit ihm zu sprechen. Ich habe auch gelernt, mich durch ihn angenommen und bei ihm willkommen zu fühlen.

Wir alle können uns in seiner wahren Kirche zu Hause fühlen. Seine Kirche ist für jeden, der ihn sucht und einmal wieder bei ihm leben will, für jeden, der bereit ist, sich von seinem Knecht, einem lebenden Propheten, führen zu lassen. Ich weiß, daß es in diesem Leben nichts Wichtigeres gibt, als den Vater im Himmel kennenzulernen und seine Lehre zu befolgen. ☐



ELIJA
UND DIE MACHT GOTTES

Nach „Geschichten aus den heiligen Schriften“ (1. Könige 17)



Der schlechte König Ahab reizte Gott den Herrn mehr zum Zorn als alle Könige Israels vor ihm zusammengenommen. Der Prophet Elija warnte Ahab wegen seiner Schlechtigkeit: „So wahr der Herr, der Gott Israels, lebt, in dessen Dienst ich stehe: in diesen Jahren sollen weder Tau noch Regen fallen, es sei denn auf mein Wort hin.“ Dann gebot der Herr Elija, sich am Bach Kerit zu verbergen, wo er Wasser finden würde. Dort sorgte der Herr für Elija, indem er ihm Raben schickte, die ihm täglich morgens und abends Fleisch und Brot brachten. Aber nach einer Weile vertrocknete der Bach, weil kein Regen fiel. Da gebot der Herr Elija, sich in die Stadt Sarepta aufzumachen, wo er eine Witwe finden würde. Diese Witwe würde ihm zu essen geben. Als sich Elija der Stadt näherte, traf er eine Witwe, die gerade Holz sammelte. Er rief ihr zu: „Bring mir in einem Gefäß ein wenig Wasser zum Trinken!“ Als sich die Frau zum Gehen wandte, fügte Elija hinzu: „Bring mir auch einen Bissen Brot mit!“
Die Witwe erwiderte: „Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.“

Elija sagte zu ihr: „Fürchte dich nicht! Geh heim und tu, was du gesagt hast. Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck, und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten;
denn so spricht der Herr, der Gott Israels: Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der Herr wieder Regen auf den Erdboden sendet."
Die Witwe tat, wie Elija gesagt hatte, und machte das Gebäck. „So hatte sie mit ihm und ihrem Sohn viele Tage zu essen."
Die Witwe und ihr Sohn wurden in bemerkenswerter Weise gesegnet, weil die Frau an das Wort des Herrn und seines Propheten geglaubt hatte.

„Nach einiger Zeit erkrankte der Sohn der Witwe . . . daß zuletzt kein Atem mehr in ihm war." Voll Kummer und Gram sagte die Witwe zu Elija: „Du bist nur zu mir gekommen, um . . . meinem Sohn den Tod zu bringen."
Elija erwiderte: „Gib mir deinen Sohn! Und er nahm ihn von ihrem Schoß, trug ihn in das Obergemach hinauf, in dem er wohnte, und legte ihn auf sein Bett." Dann schrie Elija zum Herrn: „Herr, mein Gott, laß doch das Leben in diesen Knaben zurückkehren!"
Der Herr erhörte Elijas Gebet. „Das Leben kehrte in den Knaben zurück, und er lebte wieder auf."
Die dankbare Witwe sagte: „Jetzt weiß ich, daß du ein Mann Gottes bist und daß das Wort des Herrn wirklich in deinem Mund ist." □



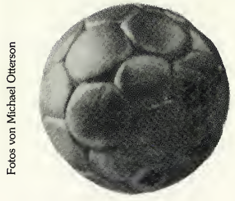
Jahren ist er jedes Jahr Torschütze Nummer eins in Tahiti. Es ist interessant, wie sich Bruder Bennetts Mut auf das Ansehen der Kirche im Inselreich ausgewirkt hat. Der Missionspräsident C. Jay Larson hat es nicht versäumt, Bruder Bennett bei Versammlungen einzusetzen, an denen auch Außenstehende teilnehmen. Jean Tefan, der kürzlich entlassene PR-Direktor der Region Tahiti, meint: „Natürlich sind nicht alle Leute mit der Einstellung der Kirche zum Sabbat einverstanden. Aber ich glaube, man kann mit gutem Gewissen sagen, daß man uns deswegen respektiert. Viele bewundern die Tatsache, daß es immer noch Leute gibt, die für einen Grundsatz eintreten. Und es gibt heute viele Tahitier – nicht nur Fußballspieler, sondern auch Tausende Fans –, die nun den Sonntag mit der Familie verbringen, anstatt zu einem Match zu gehen – und das nur, weil ein Heiliger der Letzten Tage Charakter gezeigt hat."

Die größte Frage ist vielleicht immer noch offen: Warum war ein Mann in der Position von Napoléon Spitz bereit, so weit zu gehen, daß er Erroll Bennett wegen seiner Einstellung zum Sonntag unterstützte, obwohl er seine religiösen Anschauungen nicht teilt? Was bewundert der Präsident des mächtigen Comiteé Territorial des Sports, der Französisch-Polynesischen Fußball-Liga und kürzlich gewählte Vizepräsident der französisch-polynesischen gesetzgebenden Körperschaft an Erroll Bennett so sehr?

„Ich weiß, daß es für Erroll eine Frage tiefster religiöser Überzeugung war, und ich respektierte ihn deswegen", sagt Spitz. Dann lehnt er sich in seinem Stuhl im Amtsbüro im Parlamentsgebäude zurück und sagt mit großer Wärme:

„Erroll Bennett ist mehr als nur ein Fußballspieler. Ich halte ihn für den größten tahitischen Fußballstar aller Zeiten – seine Einstellung und sein Geist als Spieler lassen erkennen, daß er ein großer Mann ist. Wenn er diese Eigenschaften hatte, bevor er Mormone wurde, so besitzt er sie jetzt in noch größerem Maß. Er ist in seiner ganzen Karriere nicht ein einziges Mal wegen unfairen Verhaltens verwarnt worden." Niemand kann sagen, wie lange Erroll Bennett noch Fußball spielen wird, doch man hat das Gefühl, daß ein ehrenvoller Abgang vielleicht nicht allzuweit in der Zukunft liegt. Als der Pfahl Tahiti Papeete am 20. Juni vorigen Jahres geteilt wurde, wurde Erroll Bennetts früherer Bischof, Lysis Terooatea, als Präsident des neuen Pfahls Prae berufen, Erroll Bennett als Mitglied des Hohenrates. Wie erwartet, haben für ihn die Sitzungen des Hohenrates Vorrang vor dem Training. Napoléon Spitz hofft, Bennett werde so lange weitermachen, bis die Südpazifische Meisterschaft, die dieses Jahr in Apia auf Samoa stattfindet, vorüber ist.

Bennett sagt über sein eigenes Leben in den letzten fünf hektischen Jahren – über den Druck, dem er ausgesetzt war, die Grundsätze, für die er eingetreten ist, und die Menschen, die er beeinflußt hat: „Ich bin wahrhaftig gesegnet worden." □



Fotos von Michael Otterson

KLEINOD-STUNDEN

Ardeth G. Kapp



„Und lebten glücklich bis ans Lebensende.“ So schließen viele Märchen und Geschichten. Schwester Nedra Redd aus Calgary in Kanada erinnert uns wohlweislich daran, daß es eben nur im Märchen so ist. „Es gibt viele glückliche Zeiten im Leben“, sagt sie, „aber, wenn wir erwarten, daß das ganze Leben frei von Schwierigkeiten ist, können wir schwere Enttäuschungen erleben.“

„Es ist nämlich so“, sagt sie: „Man muß auf dem Weg auch mit holprigen Stellen rechnen. Manchmal beißt und kratzt das Leben, daran läßt sich wohl nichts ändern.“

Um das zu verdeutlichen, erzählt sie von

den kleinen Kätzchen, die sie in ihrer Kindheit so gern hatte. „Ich hatte zwei Katzen, die ich Nikodemus und Rufus nannte“, erzählte sie schmunzelnd. „Katzen beißen und kratzen natürlich. Aber sie sind auch sanft und anschmiegsam. Wenn wir das Leben so sehen und so planen, daß wir gute Zeiten erwarten, aber auch Zeiten, wo es beißt und kratzt – Erfahrungen, die wirklich schmerzen –, und wenn wir lernen, die schlechten Zeiten als etwas zu betrachten, was vorübergeht, dann kann das Leben schön sein, und man ist nicht enttäuscht oder verbittert.“

Schwester Redd, die selbst im Leben schwere Prüfungen erlebt hat, denkt einen Moment nach; dann bekennt sie mit einer Stimme, der man anhört, wie demütig sie das Leben an- und hinnimmt: „Ich weiß noch, daß ich in schweren Zeiten manchmal dachte: So sollte es doch nicht sein. Aber es soll doch so sein. Es gibt Zeiten, wo wir geprüft und erprobt werden müssen. Und in angemessenen Abständen gewährt uns der Vater im Himmel auch Unterbrechungen, Zeiten, wo es leichter geht, besondere Stunden. Ich nenne sie meine Kleinodstunden.“

Sie spricht ein wenig über ihre Lebensphilosophie und stellt Betrachtungen an: „So wie Gott die Woche mit sieben Tagen eingerichtet und dabei einen besonderen Tag vorgesehen hat, so erleben wir auch schwere Zeiten, und Zeiten, wo wir kaum glücklicher sein könnten.“

Zu diesen Kleinodstunden im Leben von Schwester Redd gehört auch die Geburt ihres ersten Kindes, eines Sohnes. Doch schon drei Monate nach der Geburt fingen die Prüfungen des Lebens an. Mutter und Kind bekamen Kinderlähmung. Die Sorge war groß; inbrünstige Gebete stiegen empor. Bruder Philipp Redd, ihr Mann und damaliger Koordinator für Seminar und Institut in Kanada, wollte im gleichen Monat als vollzeitiger Seminarlehrer anfangen. „Wir hatten das Gefühl, daß wir uns wirklich bemüht hatten, das Rechte zu tun, und daß wir taten, was der Herr von uns erwartete. Wir hatten Glauben, daß der Herr uns auch in unseren Anfechtungen segnen würde.“

Der Vater im Himmel hat uns gesagt, daß wir geprüft und erprobt werden müssen, wie Abraham geprüft wurde, ihm wurde geboten, seinen einzigen Sohn zu opfern (s. LuB 101:4). So kam es, daß auch dieses glaubenstreue Ehepaar geprüft wurde. Ihre Gebete wurden erhört, aber nur teilweise. Schwester Redd genas und von der gefürchteten Krankheit blieben keinerlei Folgeschäden zurück. Ihr Kind aber, ihr einziger Sohn, blieb an einem Bein, an beiden Armen und am Rücken gelähmt. Die glückliche Zeit war schnell zu Ende gegangen. Das Kratzen und Beißen des Lebens waren schmerzliche Wirklichkeit geworden. Bruder und Schwester Redd waren gezwungen, ihr Kind in eine 160 Kilometer entfernte Kinderklinik zu geben, wo man sich ihm besonders widmen konnte. Ein Jahr danach war es immer noch sehr schwach und machte nur wenig Fortschritt.

Drei lange, sorgenreiche Jahre verstrichen, und die Sorge um ihr einziges Kind wurde immer größer. In ihr regten sich schmerzvoll alle reinen Gefühle einer rechtschaffenen Mutter. „Ich wünschte mir so sehr, daß er gesund würde“, flüsterte sie. „Es war so schwer für mich, daß ich meinen kleinen Jungen abends

„Man muß lernen, schlechte Zeiten als etwas zu betrachten, was vorübergeht; dann kann das Leben schön sein, und man ist nicht enttäuscht und verbittert."

nicht in sein Bettchen legen konnte. Sein Leben ging uns über alles."
Eines Abends, als ihr Kummer am größten war, stand die junge Mutter vom Bett auf, ging ins Nebenzimmer und sprach zum Vater im Himmel. Ihr war ein Erlebnis aus ihrer eigenen Kindheit eingefallen. Eine große und gute Frau hatte für ihren Mann gebetet. Sie hatte den Herrn gebeten, wenn es ihm recht wäre, sie die Gebrechen ihres Mannes tragen zu lassen, damit er dem Herrn ungehindert dienen könnte. Die Schwester war fast unmittelbar darauf stumm geworden und ihr Leben lang stumm geblieben, während ihr Mann wundersam geheilt wurde und sich zu einem großen und geistigen Mann Gottes entwickelte, zu einem mächtigen Führer beim Aufbau des Reiches Gottes in dem betreffenden Gebiet. Unter dem Einfluß dieser Erinnerung flehte diese gläubige Mutter für ihren Sohn zum himmlischen Vater, ob sie nicht sein Gebrechen auf sich nehmen dürfe. Danach ging sie zu Bett und legte sich schlafen. Obwohl ihr kleines Kind noch im Krankenhaus bleiben mußte, gab es doch auch glückliche „Kleinodstunden". Ein zweiter Junge kam zur Welt, dann ein Mädchen. Nach und nach wurde das kranke Kind kräftiger und lernte, mit Prothesen zu gehen. Schließlich konnte es sogar vorübergehend das Krankenhaus verlassen, so daß die kleine Familie das Weihnachtsfest miteinander verbringen konnte.
Zwar gab es genügend Gründe, sich in aller Stille zu freuen, doch die Krallen und Zähne des Lebens blieben weiter spürbar. Im Lauf der darauffolgenden Monate merkte Schwester Redd, daß sie nach und nach das Gefühl in Händen und

Füßen verlor. Wenn sie das Baby wickelte, stach sie sich oft mit der Sicherheitsnadel in den Finger, ohne es zu spüren. Wenn sie dann das Blut sah, wurde ihre wachsende Sorge noch größer. Sie spürte, wie ihr Körper von einer angsterregenden Lähmung befallen wurde. Es fiel ihr schwer, das Baby zu versorgen und ihren anderen Aufgaben als junge Mutter nachzukommen. Die Monate und Jahre, die dann folgten, brachten sowohl Schwierigkeiten als auch Segnungen. Ihr Sohn konnte die Prothesen ablegen und selbst zur Schule gehen. Diese Segnungen wurden mit Demut und Dankbarkeit hingenommen. Doch die junge Mutter, die unter schweren Kopfschmerzen litt und in den Händen und Füßen kein Gefühl mehr hatte, flehte um Hilfe. Die Hilfe von Angehörigen und Freunden schien nicht auszureichen. „Die Leute waren gut zu uns, wirklich gut", erinnert sie sich. „Aber es ist sehr schwierig, wenn man körperlich behindert ist und seine Lieben nicht versorgen kann."

Um diese Zeit stellte ein Expertenteam fest, daß sie wahrscheinlich an multipler Sklerose litt und deshalb so große Schmerzen erdulden mußte. Der Gedanke an die Zukunft bereitete ihr große Sorgen. „Es liegt nun Jahre zurück", sagt sie. Schwester Redd ist heute eine schöne, gesunde und aktive Frau mit strahlendem Gesicht und einem starken Zeugnis. Sie strahlt einen durch langes Ringen geläuterten Geist aus.

Sie erzählt von dem Tag, wo sie und ihr liebevoller Mann, nachdem sie sich in allem bemüht hatten, den Willen des Herrn zu tun, einen Freund zu Rate zogen, der früher Seminarleiter war und jetzt Generalautorität ist. „Er sagte, er glaube nicht, daß der Herr wolle, ich solle mein Leben geben. Er gab mir einen Segen und erklärte darin, der Herr habe mein Opfer für mein Kind angenommen. Er verhieß mir, daß ich am Leben bleiben würde. Aber wir können nicht selbst bestimmen, wie schwer eine Prüfung ist oder wann Erleichtung kommt", erläutert sie. „Ein Zeugnis empfangen wir erst, wenn unser Glaube geprüft ist (s. Eth 12:6), und wann das der Fall ist, bestimmt unser Vater im Himmel."

Vielleicht erprobt der Herr gerade in dem Augenblick, wo wir Erleichterung erwarten, unsere Ausdauer und Glaubenstreue.

Nach dem Segen ging es Schwester Redd noch schlechter, und am 25. Oktober war sie bereits bettlägerig. Sie mußte gefüttert werden und konnte sich nicht einmal die Zähne putzen. „Mein lieber Mann und ich sprachen vom Sinn des Lebens und des Todes", erzählt sie, „und wir beteten darum, daß wir imstande sein mögen, hinzunehmen, was der Herr uns senden würde. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt das Gefühl, daß alles gut ausgehen würde." Das junge Elternpaar, das einander Kraft schenkte, wurde geprüft und als willig befunden, „sich allem zu fügen, was der Herr für richtig hält, ihm aufzuerlegen, ja, wie eben ein Kind sich seinem Vater fügt" (Mos 3:19).

Am 20. Dezember flog Schwester Redd zu einer Klinik nach Edmonton in Alberta, wo sie weiter untersucht wurde. Nach zwei langen, angstvollen Tagen sagten ihr die Ärzte, daß sie wahrscheinlich nicht an multipler Sklerose leide, sondern vielmehr einen sehr tiefsitzenden, gefährlichen Tumor an der Schädelbasis habe, der inoperabel erschien. In ihrem ge-

schwächten Zustand war eine Operation ohnehin ein großes Risiko. Die Ärzte machten ihr aber klar, daß sie nur noch zwei Wochen zu leben hätte, wenn der Tumor nicht entfernt würde. Er behinderte bereits die Atemtätigkeit und würde die immer schwächer werdende Atmung bald völlig unterbinden. Die Lage schien aussichtslos. Ein Arzt riet, bis nach Weihnachten zu warten, wenn man überhaupt operieren wolle. Doch Schwester Redd griff auf ihr Reservoir an Kraft zurück, das durch den Segen von der befreundeten Generalautorität aufgefüllt war. Das junge Paar traf mutig eine Entscheidung.

„Die Operation wurde für den Heiligen Abend angesetzt", berichtet sie. „Der himmlische Vater hatte begonnen, unsere Gebete zu erhören. Am Sonntagabend kam der Pfahlpräsident, mein Cousin, um mir einen Segen zu geben. Er sagte mir danach, daß er buchstäblich gespürt hätte, wie Kraft von ihm ausging, als er mir den Segen gab." Die Kraft des Priestertums war um ihretwillen erneut zur Wirkung gekommen.

Besorgte Angehörige und Freunde warteten die ganze Nacht nach der Operation. Es wurde hell, und der Christtag brach an.

Der Tumor war entfernt worden. Alles war still, während in dem Krankenzimmer angespannte Sekunden verstrichen. Ihre Zukunft stand auf Messers Schneide. „Als ich wieder zu Bewußtsein kam, kamen mir ganz besondere Gedanken", erzählt Schwester Redd. Im Zwielicht zwischen Leben und Tod erlangte diese glaubenstreue Frau am Morgen des Christtages die Lebensgaben zurück. Sie kamen einzeln, und dazwischen lag jedesmal genügend Zeit, um sie auszukosten und

„Es ist so tröstlich zu wissen, daß es nichts gibt, was der Herr nicht tun kann oder tut, sofern es einem zum Guten gereicht."

zu genießen. Solch große Gaben, solch unschätzbare Kleinode!
„Ich bin gesund! Ich habe die Operation überlebt! Ich bin am Leben!“ Das war das erste, was ihr klar wurde. „Doch es war alles schwarz, und ich hörte auch nichts. Ich dachte: Ich bin blind. Ich kann nichts hören, ich kann nicht sprechen. Aber ich bin am Leben. Ich erinnere mich noch an ein starkes Gefühl der Dankbarkeit, dann versank ich wieder in Bewußtlosigkeit. Als ich später merkte, daß ich wieder bei Bewußtsein war, und um mich her ein gewisses Grau wahrnahm, dachte ich: Ich bin nicht vollkommen blind. Ich sehe ein wenig Licht. Ich weiß noch, wie ich zum Vater betete: Danke! Ich bin am Leben und nicht völlig blind! In Finsternis hätte ich nicht leben können, und so dankte ich ihm nochmals. Dann merkte ich, daß ich Phils Gesicht sah. Mein Mann sprach zu mir, aber ich konnte ihn nicht hören. Aber“, schildert sie aufgeregt, „ich konnte ihn sehen. Ich war dankbar, daß ich sein Gesicht sehen konnte.
Bald merkte ich, daß ich ihn auch sprechen hörte, und so betete ich wieder und bedankte mich, daß ich sehen und hören konnte. Ich dachte: Ich kann zwar nicht sprechen, aber was ich kann, ist genug. Ich kann sehen und hören.“
Wenn Schwester Redd an ihre tiefe Dankbarkeit für diese kostbaren Gaben am Weihnachtsmorgen zurückdenkt, läßt sie uns miterleben, wie herrlich es gewesen ist, die dritte kostbare Gabe zurückzubekommen. „Der Arzt war da. Ich hatte zu sprechen versucht. Ich hörte, wie er meinen Mann fragte: ‚Kann sie sprechen?‘ Er schüttelte nur leicht den Kopf. ‚Das hatte ich befürchtet‘, sagte der Arzt. Wir mußten viel von den Stimmbändern entfernen, um an den Tumor heranzukommen. Ich habe schon befürchtet, daß sie nicht wird sprechen können.“
Mit glücklicher, klarer und voller Stimme schildert Schwester Redd, was sie in diesem Augenblick gedacht hat: „Also gut. Ich kann nicht sprechen. Aber ich kann sehen und hören. Ich war so erfüllt von Freude und Dankbarkeit. Dann steckte der Arzt den Finger durch das Loch in meinem Hals, wo der Luftröhrenschnitt gemacht worden war, und sagte: ‚Versuchen Sie es noch einmal.‘ Ich brachte tatsächlich Geräusche hervor! Ich war nicht stumm! Es war so ein herrliches Gefühl! Wir wußten, daß der Herr uns gesegnet hatte. Es war der Weihnachtsmorgen. Phil hatte die Nacht an meiner Seite verbracht, als ich ihn so sehr gebraucht hatte. Meine ganze Seele war so voller Dankbarkeit, und ich bat ihn, zu den Kindern nach Hause zu gehen. Es war ein herrliches Weihnachtsfest.“
Bruder und Schwester Redd schöpfen viel Freude aus ihrem großen Vorrat an Glauben und Mut, der in Zeiten der Prüfung und des Leidens entstanden ist. „Es ist so tröstlich zu wissen, daß es nichts gibt, was der Herr nicht tun kann oder tut, sofern es einem zum Guten gereicht.“ Die beiden haben folgendes entdeckt: „Der Herr ist in den alltäglichen Dingen, nicht nur in dem, was ewig und herrlich ist. Das ist ein Vergleich zwischen einem Halleluja-Chor und leiser Hintergrundmusik. Er ist in beidem, und wenn man das weiß, ist man sich fortwährend der schönen Augenblicke im ganzen Leben bewußt.“ □

GLAUBE AN DEN HERRN JESUS CHRISTUS

Elder Gene R. Cook
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Wenn ein großes Ereignis eintritt, lassen sich drei Arten von Menschen feststellen: erstens die, die gar nicht merkt, daß etwas Großes geschieht, zweitens, die merkt, daß etwas vor sich geht, aber nicht weiß, was, und drittens die, die hinter den Kulissen steht und das Ganze bewirkt.

Wie kann man etwas bewirken? Wie kann man seine Aufgaben als junger Mann, als junge Frau, als Vater oder Mutter oder als Führer in der Kirche wirkungsvoll erfüllen? Wie können wir in der Schule, im Leben Leistungen erbringen? Mein Vorschlag lautet: Indem wir alles nach der Art des Herrn machen. Wenn wir Glauben an Jesus Christus haben, können wir alles bewirken.

Einige von euch machen sich Sorgen wegen der Schule und schaffen nicht die Leistungen, die sie gern erzielen würden. Kann uns der Glaube an den Herrn den Weg weisen? Manche machen sich Sorgen wegen ihrer beruflichen Aussichten. Kann uns hier der Glaube an den Herrn den Weg weisen? Manche machen sich Sorgen wegen ihrer Heirat. Werde ich heiraten? Wenn ja, wann und wen? Andere machen sich Sorgen, wie sie ihre Familie erhalten sollen, Sorgen wegen Krankheit, Tod, Persönlichkeitsproblemen oder wegen ihres persönlichen Wachstums. Kann uns hier der Glaube an den Herrn den Weg weisen?

Manche Menschen versuchen diese



Gemälde von Harry Anderson

schwierigen Fragen selbst zu beantworten und hoffen dabei das Beste, während sie dann trotzdem falsche Entscheidungen treffen. Der Herr könnte zu ihnen sagen: „Wie lange noch schlägst du gegen den Stachel aus? Wie lange noch gehst du deine eigenen Wege?"
Gläubige Heilige der Letzten Tage werden sicher wissen wollen, wie sie ihren Glauben einsetzen müssen, damit sich alles für sie zum Guten auswirkt (s. LuB 90:24), damit sie ihr Handeln selbst bestimmen, so daß nicht über sie bestimmt wird (s. 2Ne 2:13,14,16,26,27), und damit sie in rechtschaffener Weise den Sieg über sich selbst, über andere und über die äußeren Umstände davontragen können (s. 3Ne 7:17,18). Sie werden wissen wollen, was der Wille des Herrn hinsichtlich ihrer selbst ist, daß sie dann glaubensvoll Disziplin üben und sich seinem Willen unterwerfen können.
Was ist Glaube? Der Prophet Joseph Smith hat gesagt:
„Ohne das Prinzip des Glaubens wären die Welten nie geschaffen worden, noch wäre der Mensch aus dem Staube geformt worden. Es ist das Prinzip, dessen sich Jehova bedient und wodurch er über alles Zeitliche und Ewige Macht ausübt. Nähme man der Gottheit dieses Prinzip oder diese Eigenschaft – denn es ist eine Eigenschaft –, so hörte sie auf zu sein . . . Der Glaube ist also das erste große, regierende Prinzip, das Macht, Herrschaft und Vollmacht über alles hat; durch ihn besteht alles, durch ihn wird alles erhalten, durch ihn wird alles verändert oder bleibt so, wie es dem Willen Gottes entspricht. Ohne ihn gibt es keine Macht, und ohne Macht gibt es weder Schöpfung noch Sein." (*Lectures on Faith, I,* S. 9f.)
Die einfachste Definition des Glaubens lautet: „Glaube ist Macht."

Wie kann man nun Glauben ausüben, um mit den Herausforderungen des Lebens fertig zu werden? Wie lernt man, diese Macht einzusetzen, damit sie einem selbst und anderen zum Segen gereicht? Dazu möchte ich sechs Vorschläge machen.

1. Gläubig sein

Mir gefallen besonders die einfachen doch heiligen Worte Nephis:
„Ich, Nephi, war zwar noch sehr jung . . . darum rief ich den Herrn an. Und siehe, er besuchte mich und erweichte mir das Herz, *so daß ich alle die Worte glaubte, die mein Vater gesprochen hatte;* darum lehnte ich mich nicht, wie meine Brüder, gegen ihn auf." (1Ne 2:16. Hervorhebg. v. Verf.)
Seid ihr bereit zu glauben? Seid ihr



„Es muß notwendigerweise ein gutes Samenkorn sein, nämlich das Wort ist gut, . . . denn ihr wißt, daß das Wort eure Seele hat schwellen lassen, . . . auch, daß es gesproßt hat, daß euer Verständnis anfängt, erleuchtet zu werden."
(Al 32:28.)

imstande, den Worten eurer Eltern und Führer Glauben zu schenken und diesen auszuüben, auch wenn es keine greifbaren Beweise gibt? Bedenkt, daß Ungläubigkeit den Glauben zerstört. Das sehen wir bei Laman und Lemuel, die nicht glaubten.

„Laman war zornig auf mich und auch auf meinen Vater, und so war es auch mit Lemuel, *denn er hörte auf Lamans Worte.*" (1Ne 3:28. Hervorhebg. v. Verf.)

Manche Menschen sind verwirrt, lassen sich täuschen und folgen einer fremden Stimme, wie etwa der Lamans. Sie glauben an eine unwürdige Sache und an ebensolche Menschen oder halten sich an unwahre Grundsätze. Nephi lehrte seine Brüder später, wie man von Gott so viel Weisung wie möglich empfängt:

„Er hat mit einer leisen, sanften Stimme zu euch gesprochen, aber ihr hattet kein Gefühl mehr dafür, und so konntet ihr seine Worte nicht fühlen." (1Ne 17:45.)

Wie viele Beweise verlangt ihr, bevor ihr im Glauben handeln könnt? Seid ihr imstande, den inspirierten Worten anderer Glauben zu schenken, oder traut ihr nur der eigenen Erfahrung? Den Glauben kann man nicht auf eine materielle Beweisgrundlage stellen. Erst muß man den Glauben ausüben, dann folgen die Zeichen. Wer im Glauben nicht nachläßt, empfängt geistige Beweise.

2. Sich verpflichten

Verpflichtet euch zu etwas, und übt absolute Selbstdisziplin. Vielen Menschen fällt es schwerer, eine echte Verpflichtung einzugehen, als deren Forderungen zu erfüllen. Sie warten ab, was ihnen das Leben bringt, und scheinen sich von jedem Widerstreit der Meinungen von jeder Laune der Welt hin- und hertreiben zu lassen. Mit einer bloß vagen Vorstellung dessen, was sie eigentlich vom Leben erwarten, irren sie in der Welt umher.

Andere aber werden sich darüber klar, was sie möchten. Sie gehen die Verpflichtung ein, es zu erreichen, und üben in Rechtschaffenheit ihren Glauben aus, bis sie es auch wirklich erreicht haben. Ihre geistigen Prioritäten sind ihnen im Herzen und im Verstand allzeit gegenwärtig, bis sie erreicht haben, was sie sich in rechtschaffener Weise wünschen. Auch in diesem Zusammenhang bewegen mich die heilige Verpflichtung Nephis und seine Selbstdisziplin sehr:

„So wahr der Herr lebt und wir leben – wir werden nicht eher zu unserem Vater in die Wildnis hinabgehen, als bis wir vollbracht haben, was der Herr uns geboten hat." (1Ne 3:15.)

Mit Glauben an den Herrn Jesus Christus läßt sich alles vollbringen. Der Mensch ist imstande, etwas zu bewirken, indem er Selbstdisziplin übt und den erforderlichen Preis bezahlt. Wenn ihr Gott oder anderen Menschen euer Wort gebt, so haltet es heilig. Verpflichtet euch wahrhaftig, und ihr werdet erleben, daß sich der Herr um euretwillen offenbart.

Laßt mich von einem jungen Mann erzählen, dessen Missionspräsident ich war. Er hatte großen Glauben. Er stammte aus Uruguay und war bereits drei oder vier Monate auf Mission, als ich hinkam. Ich stellte fest, daß überall dort, wo er arbeitete, Menschen getauft wurden. Anfangs dachte ich, das sei auf seinen

Senior-Mitarbeiter zurückzuführen, denn er selbst wirkte zu jung, zu neu. Aber da hatte ich mich geirrt. Er wußte, wie man etwas bewirkt.

Er wurde als Senior und als Distriktsleiter berufen. Ich schickte ihn in eine Stadt, die den Ruf hatte, ein schwieriges Missionsgebiet zu sein und keine Früchte zu tragen. Seit einem Jahr war dort niemand, absolut niemand getauft worden. Die Mitglieder waren mutlos. Zu den Versammlungen kamen nur zehn bis zwölf Mitglieder. Ich sagte ihm nichts davon, sondern verständigte ihn nur von der Versetzung. Drei Wochen später fingen er und sein Mitarbeiter zu taufen an. Er arbeitete dort etwa zehn Wochen, und im ganzen Distrikt ließen sich Menschen taufen.

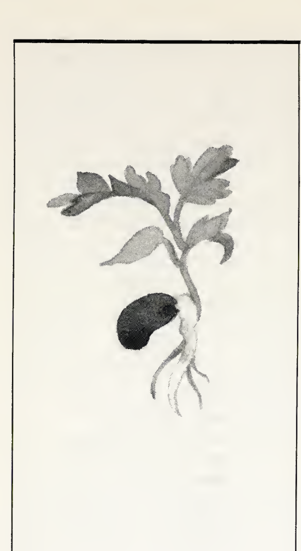
Es ist großartig, wenn man einen Missionar hat, der Taufen zustande bringt; wenn er aber imstande ist, es auch anderen beizubringen, kann seine Führung vielen zum Segen gereichen.

Dieser Missionar schrieb mir in seinem Monatsbericht nie sehr viel, sondern immer nur: „Lieber Präsident, ich habe Sie sehr lieb. Alles geht gut voran. In aufrichtiger Verbundenheit ..." Oder: „Lieber Präsident, der Herr segnet uns sehr. Die Arbeit macht mir große Freude. Ihr Bruder ..."

Er wurde als Zonenleiter berufen und mußte den ganzen oberen Teil des Missionsgebietes beaufsichtigen. Darunter mehrere Städte, die eine große Herausforderung waren. Seine neue Aufgabe bestand darin, den anderen Missionaren beizubringen, wie er selbst arbeitete. Er diente in dieser Berufung drei bis vier Monate, und zahlreiche Taufen waren auf ihn zurückzuführen. Er brachte buchstäblich einen neuen Geist in die Zone – nicht nur unter die Missionare, sondern auch unter die örtlichen Führer. Gemeinsam bewirkten sie ein geistiges Wunder. Dann kam für mich ein geistiges Ringen, eine Unruhe, die ich seinetwegen verspürte. Ich hatte das Gefühl, ich solle ihn nach Paraguay schicken. Die Arbeit in Paraguay ging damals nur schleppend voran. Im ganzen Land kamen wir nur auf 20 bis 25 Taufen pro Monat. Ich rang mit dieser Frage und dachte mir: *Er hat sich hier wirklich bewährt, aber in dieser neuen Situation läßt er sich vielleicht entmutigen, wie es schon so vielen vor ihm ergangen ist. Es fällt ihm vielleicht schwer, gerade dort seinen Glauben zu behalten.* Ich mußte meinen eigenen Glauben einsetzen, um mich selbst davon zu überzeugen, daß er wirklich dahin versetzt werden sollte, aber schließlich befolgte ich die Eingebung.

Ich schickte ihm ein Telegramm und versetzte ihn als Zonenleiter nach Asunción in Paraguay. Ich teilte ihm mit, daß er schon am nächsten Tag abreisen sollte. Als er nach Montevideo kam, besuchte er mich nicht einmal. Er war sehr bescheiden, und es machte ihn immer ein wenig verlegen, dem „Präsidenten" zu begegnen. Er verließ das Missionsbüro, hinterließ aber einen Brief – den ersten, den ich von ihm erhielt. Darin hieß es sinngemäß:

„Lieber Präsident Cook! Ich habe heute ein Telegramm mit der Aufforderung, nach Paraguay zu fahren, bekommen, und ich möchte Ihnen gerne etwas mitteilen: 1. In Paraguay kann man nicht taufen. Mindestens zehn bis fünfzehn Missionare haben mir erzählt, was sie dort erlebt haben. 2. Die Mitglieder helfen überhaupt nicht mit. 3. Unter den Menschen in Paraguay, die nicht der Kirche angehören, gibt es große Schwierigkeiten mit der Moral. 4. Viele Leute leben



„Und nun siehe, ist euer Wissen vollkommen? Ja, darin ist euer Wissen vollkommen, und euer Glaube ruht, und zwar weil ihr Wissen habt; denn ihr wißt, daß das Wort eure Seele hat schwellen lassen, und ihr wißt auch, daß es gesproßt hat, daß euer Verständnis anfängt, erleuchtet zu werden, und euer Sinn anfängt, sich zu erweitern.“
(Al 32:34.)

unverheiratet zusammen. 5., 6., 7., 8. . . .“ Er zählte mir zehn bis zwölf der negativsten Sachen auf, die ich je im Leben gehört habe. Ich dachte: *„Ach du liebe Zeit, er ist von Leuten ohne Glauben beeinflußt worden.“* Am Ende der Liste aber schrieb er: „Ich wollte Ihnen nur mitteilen, Präsident, daß ich alles nicht glaube.“ Wenn das kein Glaube war! Zum Schluß ging er eine Verpflichtung ein, nachdem er seinem Glauben Ausdruck gegeben hatte: „Sie sollen wissen, Präsident Cook, daß wir bis Weihnachten (der Brief war vom 1. Dezember) 25 Menschen taufen werden.“

Als ich das las, betete ich für ihn und dachte: *Der Herr segne dich, Bruder. Du hast ungeheuren Glauben, und der Herr wird dir zur Seite stehen. Du kennst das Land nicht und bist noch nie dort gewesen. Du weißt nicht, wo Du wohnen wirst. Du weißt nicht, wer dein Mitarbeiter sein wird, kennst deine Vorgesetzten und die Mitglieder nicht. Du weißt überhaupt nichts, und trotzdem glaubst du daran, daß Du in 25 Tagen 25 Menschen taufen kannst.*

Dieser junge Mann war wirklich von Glauben erfüllt und ein echtes Beispiel für einen lateinamerikanischen Führer. Am 25. Dezember tauften er und sein Mitarbeiter 18 Menschen. Sie hatten ihr Ziel nicht ganz erreicht, aber mehr als 18 Menschen wurden normalerweise im ganzen Land in einem Monat nicht getauft. Es war herrlich, zwei Wochen später einem Taufgottesdienst beizuwohnen, wo er und sein Mitarbeiter weitere Menschen tauften. Sein Distrikt taufte an diesem Tag etwa 30 Menschen. Seht ihr, wie ein einziger rechtschaffener Mann eine ganze Reihe von Gegebenheiten umwandeln kann? Er hatte Glauben, er

verpflichtete sich, und er und der Herr erreichten das Ziel.
Auch ihr könnt buchstäblich bewirken, daß sich in eurem Leben und im Leben anderer alles zum Guten auswirkt, wenn ihr voll Glauben an den Herrn seid. „Alles kann, wer glaubt.“ (Mk 9:23.)
Verpflichtet euch im voraus zu etwas, was ihr euch rechtschaffen wünscht. Wenn ihr rechtschaffen Glauben ausübt, wird es sich erfüllen.

3. Sein Teil tun

Tut alles in eurer Macht Stehende, um euer Teil zu tun! Die Menschen verzagen oft und erwarten vom Herrn, daß er mehr als seinen Teil tut. Aus allen heiligen Schriften geht hervor, daß sich der Arm des Herrn um des Menschen willen nur dann offenbart, wenn der Mensch alles in seiner Macht Stehende tut.
Wenn jemand wahrhaftig Opfer gebracht und alles in seiner Macht Stehende getan hat, dann wird Gott ihn in der Stunde der Bedrängnis erretten. Jakobus hat uns gelehrt, daß der Glaube erst durch die Werke vollendet wird (s. Jakbr 2:22).
Der Mensch muß nicht nur den Preis bezahlen, den der Herr fordert; er muß auch zu verstehen suchen, in welcher Münze er ihn verlangt. Das Opfer, das der Herr am häufigsten fordert, sind unsere Sünden. Er möchte, daß wir sie ihm opfern und ein reuiges Herz und einen zerknirschten Geist erlangen, den er von allen Menschen fordert.
Tut alles in eurer Macht Stehende, um euer Teil zu tun!

4. Beten

Betet so, als ob alles vom Herrn abhinge. Erkennt denn der Herr das Opfer seines Knechtes nicht an, wenn dieser ihn darum bittet? Manchmal kommt jemand bis zu diesem Punkt, bittet den Herrn dann aber nicht um die Gabe des Glaubens oder um Macht im Priestertum. Der Herr hat gelehrt: „Bittet, und ihr werdet empfangen; klopfet an, und es wird euch aufgetan werden. Amen.“ (LuB 4:7.)
Den ersten Schritt muß der Mensch machen. Der Herr hat gesagt, „daß es ihnen gemäß ihrem Glauben in ihren Gebeten gewährt werden würde“ (LuB 10:47).
Wenn ein Mensch beim Beten und Fasten großen Glauben übt, dann gewährt ihm sein liebender, allwissender Vater seinen rechtschaffenen Wunsch. Betet in dem Glauben, daß euch eure rechtschaffenen Wünsche gewährt werden, dann wird der Herr sie euch zu seiner Zeit gewähren.

5. Mit Glaubensprüfungen rechnen

Macht euch für ständige und schwere Glaubensprüfungen bereit. Anfechtung macht den Glauben reiner und stärker. Der Herr hat gesagt: „Denn nach viel Drangsal kommen die Segnungen.“ (LuB 58:4.)
Der Herr führt den Menschen nicht in

Versuchung, sondern er prüft ihn. Unsere Schule hier auf Erden besteht ja aus Drangsal und Schwierigkeiten. Wir müssen im Leben gegen den Strom schwimmen, bergauf marschieren. Vielleicht wünscht man sich hin und wieder, sich der reißenden Strömung zu entziehen und eine Weile zu rasten, aber man muß weiter. Manche Menschen sind an einem ebenen Stück angelangt, und es wird Zeit, daß sie wieder aufbrechen. Sie beten nicht inbrünstig und nehmen ihre Prüfungen nicht im rechten Geist hin.

Es sind ja gerade die Herausforderungen und Schwierigkeiten des Lebens, die uns läutern und gottgleich machen. Der Herr wird jede eurer menschlichen Eigenschaften prüfen, und die Prüfungen kommen in jedem Stadium eurer Entwicklung. Er prüft euch immer und immer wieder, bis ihr wißt, daß ihr ihm unter allen Umständen dienen werdet.

Welcher Trost spricht doch aus den Worten Moronis: „Ich möchte der Welt zeigen, daß es Glaube ist, wenn man etwas erhofft, was man doch nicht sieht; darum zweifelt nicht, weil ihr nicht seht, denn ein Zeugnis empfangt ihr erst dann, wenn euer Glaube geprüft ist.“ (Eth 12:6.)

6. Erwarten, daß der Herr handelt

Hegt die Erwartung, daß der Herr gemäß seinem heiligen Willen und eurem Glauben handeln wird. Sein Arm wird sich offenbaren. Er wird für seine Heiligen sorgen. Er möchte, daß andere Menschen durch euer Vorbild glauben lernen. Er möchte, daß ihr etwas bewirkt. Er möchte, daß ihr seinen allmächtigen Arm und die euch innewohnende Macht, in seinem Sinne zu handeln, in Anspruch nehmt. Er möchte, daß ihr euch nicht allzu tief in Weltliches, Zeitliches, Oberflächliches oder Zweitrangiges vertieft. Mit all dem muß man sich zwar auseinandersetzen, aber auf geistige Weise.

Wenn ihr um etwas betet, was dann nicht so kommt, wie ihr es wünscht, dürft ihr den Glauben nicht verlieren. Der Herr erhört jedes rechtschaffene Gebet auf seine Weise und zu seiner Zeit, doch vielleicht ist seine Weise und seine Zeit anders, als wir es uns vorstellen. Manchmal meinen wir, ein Gebet sei nicht erhört worden, während es in Wirklichkeit auf viel erhabenere Weise erhört wurde, als wir begreifen. Wenn wir vor solchen Prüfungen stehen, müssen wir unseren Glauben verdoppeln, damit wir ihn nicht verlieren.

Empfangt das, was der Herr euch gibt, mit dankbarem Herzen. Alma hat gesagt: „Ich glaube, daß es einige unter euch gibt, die sich demütigen, in welchen Umständen sie sich auch befinden.“ (Al 32:25.)

Dasselbe könnte man von Menschen sagen, die ein dankbares Herz haben: Es gibt einige unter euch, die ein dankbares Herz haben, in welchen Umständen sie sich auch befinden.

Denkt an die aus dem Herzen kommende Reaktion Ijobs, nachdem er alles verloren hatte, was er einmal besessen hatte. „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn.“ (Ijob 1:21.)

Seid fügsam, demütig und geduldig, und der Herr wird euch das geben, was euch zum Besten gereicht.

Ich möchte nun noch ein letztes persönli-



„Wenn ihr aber das Wort nährt, ja, den Baum nährt, wenn er zu wachsen anfängt, indem ihr mit großem Eifer und mit Geduld euren Glauben ausübt und nach seiner Frucht ausschaut, wird er Wurzel fassen; und siehe, es wird ein Baum sein, der zu immerwährendem Leben emporsproßt." (Al 32:41.)

ches Erlebnis erzählen, um diese sechs Vorschläge zu verdeutlichen.

Am 29. Juli 1977 beendeten meine Frau und ich einen Besuch in der Bolivien-Mission, Santa Cruz. Am Flughafen Cochabamba in Bolivien hatten wir einen Aufenthalt von fünf Stunden. Ich weiß noch, daß wir sehr müde waren, weil wir in der Nacht davor wenig geschlafen hatten. Wir freuten uns beide auf ein paar Stunden Schlaf. Als ich gerade einschlafen wollte, hatte ich das deutliche Gefühl, ich solle wach bleiben und ein paar Gedanken niederschreiben. Ich sehnte mich sehr nach Schlaf, aber die Einflüsterungen des Geistes waren stärker. Ich fing an zu schreiben und schrieb drei Stunden lang, wobei ich einige organisatorische Probleme löste, mit denen ich mich schon seit Jahren herumgeplagt hatte. Ich verspürte an diesem Tag, wie der Geist in großem Maß ausgegossen wurde, und ich schrieb aufgeregt jeden Gedanken nieder. Dieses Erlebnis nahm fast die ganze Zeit unserer Verspätung in Anspruch.

Dann waren wir unterwegs nach La Paz. Präsident und Schwester Allred empfingen uns in liebenswürdiger Weise am Flughafen und fuhren uns in ihrem Wagen zum Missionsbüro. Der Wagen wurde abgeschlossen, und wir ließen darin unser Gepäck und meine Aktentasche zurück.

Als wir das Missionsbüro betraten, mußte sich Präsident Allred dem schwierigen Fall einer Frau widmen, deren Mann im Sterben lag. Während er und ich uns um sie kümmerten, machten sich Schwester Allred und meine Frau auf den Weg zum Missionsheim. Als Präsident Allred und ich zum Auto zurückkamen, merkte ich sofort, daß unser ganzes Gepäck weg war, aber ich vermutete, meine Frau hätte

es ins Missionsheim mitgenommen. Auf dem Weg dorthin stellte ich fest, daß das rechte vordere Fenster beschädigt war, und befürchtete, daß unser Gepäck gestohlen worden war. Als wir das Missionsheim erreichten, bestätigte sich diese Vermutung. Der Verlust einer größeren Geldsumme und all unserer Kleider war zwar ein unmittelbares, aber doch vorübergehendes Problem. Was mich am meisten deprimierte, war die Tatsache, daß auch meine heiligen Schriften und die Aufzeichnungen über meine inspirierten Ideen, die ich in Cochabamba empfangen hatte, verschwunden waren. Alles war von einem Gefühl der Mutlosigkeit, des Ärgers und unserer Ohnmacht überschattet. Meine Frau und ich beteten allein. Wir beteten auch mit den anderen gemeinsam. Wir bemühten uns, das Essen zu genießen, aber es gelang uns nicht. Wer verstand schon den großen Verlust, der mich persönlich getroffen hatte? Die heiligen Schriften hatte ich von meinen Eltern als junger Mann geschenkt bekommen. Eins der Bücher enthielt eine mir heilige Widmung meiner Mutter, das andere eine Widmung von meinem inzwischen verstorbenen Vater. Ich hatte buchstäblich Tausende Stunden damit zugebracht, die Schriften zu markieren und mit Querverweisen zu versehen, was mir viel Freude bereitet hatte. Sie stellten den einzigen greifbaren irdischen Besitz dar, dem ich je viel Wert beigemessen hatte. Oftmals hatte ich zu meiner Frau gesagt, daß sie im Fall eines Brandes zuerst die Kinder und dann, wenn möglich, die heiligen Schriften retten solle, alles andere sei unwichtig.

Der Präsident und ich hatten viel zu besprechen, da wir nur diesen Abend beisammen waren. Trotzdem hatte ich das starke Gefühl, daß wir alles in unserer Macht Stehende tun sollten, um die Schriften wieder zurückzubekommen. Nach dem Essen knieten alle Anwesenden wieder zum Gebet nieder. Wir faßten den Entschluß, die unmittelbare Umgebung des Missionsbüros und ein in der Nähe gelegenes Feld abzusuchen – in der Hoffnung, daß der Dieb oder die Diebe das genommen hatten, was verkäuflich war, und die englischen Bücher weggeworfen hatten.

Wir beteten darum, daß wir die Schriften wieder zurückbekämen, daß die Menschen, die sie genommen hatten, zur Erkenntnis ihres begangenen Unrechts geführt wurden und umkehrten, und daß durch die Rückgabe der Bücher irgend jemand zur Kirche finden mochte.

Dann stiegen wir zu acht oder zehnt mit Taschenlampen und warmer Kleidung in den Wagen und fuhren zum Missionsbüro in der Innenstadt. Wir suchten unbebaute Grundstücke auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und in Nebenstraßen ab, befragten Wachleute und auch sonst jeden, den wir finden konnten; wir schöpften alle Möglichkeiten aus. Niemand hatte irgend etwas gesehen oder gehört. Schließlich kehrten wir niedergeschlagen nach Hause zurück; jetzt blieb nur noch allein zu beten und zu warten. Präsident Allred und ich arbeiteten bis spät in die Nacht, um Geschäftliches zu erledigen, und am folgenden Tag flogen meine Frau und ich nach Quito in Ecuador zurück, wo wir wohnten.

Während der nächsten Wochen suchten die Missionare dieselben Grundstücke erneut ab. Sie sahen in Hecken und Mülltonnen nach, in einem nahen Park, und hielten auch sonst die Augen offen, ob die Bücher nicht an irgendeiner unerwarteten Stelle auftauchten. Um alles zu versuchen, gaben sie aus lauter

Verzweiflung noch eine Anzeige in einer Tageszeitung auf, worin ein Finderlohn geboten und die Bücher genau beschrieben wurden.

Ich selbst begann in Quito ein geistiges Ringen, das mir große Schwierigkeiten bereitete. Ich las fast drei Wochen lang überhaupt nicht in den heiligen Schriften. Ich hatte es vielfach versucht, aber jedesmal, wenn ich einen Vers las, fielen mir nur einige wenige der vielen Querverweise ein, die ich mir während der vergangenen zwanzig Jahre angemerkt hatte.

Ich war entmutigt und verzweifelt und verspürte nicht den geringsten Wunsch zu lesen. Ich betete oft und sagte dem himmlischen Vater, daß ich nie versucht hatte, meine heiligen Schriften zu irgendeinem anderen Zweck als zur Verherrlichung seines Namens zu verwenden und um andere die Wahrheit zu lehren, die er mich gelehrt hatte. Ich flehte ihn an, er solle tun, was nötig war, damit ich die Bücher wiederbekäme, auch meine Frau und meine kleinen Kinder beteten jeden Tag darum. Noch nach drei Wochen beteten sie jeden Tag: „Himmlischer Vater, bitte bring Papas heilige Schriften zurück."

Nach ungefähr drei Wochen spürte ich eine starke geistige Eingebung: „Bruder Cook, wie lange dauert es denn noch, bis du wieder liest und studierst?" Das erschien mir wie eine Prüfung oder Probe, und es schien etwas mit dem „Preis" der Segnung zu tun zu haben, die ich mir wünschte. Die Worte brannten in mir, und ich kam zu dem Entschluß, ich müsse demütig und fügsam genug sein, um noch einmal von vorne anzufangen.

Meine Frau erlaubte mir, ihre heiligen Schriften zu benutzen; ich fing bei Genesis im Alten Testament an und machte wieder Markierungen und Querverweise.

Am 18. August kam ein Freund, Bruder Ebbie Davis, aus Bolivien nach Ecuador und legte mir meine Bücher auf den Schreibtisch, dazu eine Mappe mit den Aufzeichnungen, die ich mir in Cochabamba gemacht hatte, sowie ein paar erst kürzlich bearbeitete Missionsbudgets, die ebenfalls abhanden gekommen waren. Er deutete an, daß dies alles wäre, was wiedergefunden worden sei, daß ihm der Missionspräsident dies beim Abflug von La Paz übergeben hätte und daß er nicht wisse, wie die Bücher aufgetaucht seien. Ich würde es aber in den nächsten Tagen erfahren, wenn ich die Mission bereiste.

Die Freude, die ich in diesem Augenblick und während des ganzen Tages empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich konnte es kaum fassen, wie der himmlische Vater die Bücher auf wundersame Weise den Dieben wegnehmen und sie unbeschädigt zurückbringen konnte – kein einziges Blatt war herausgerissen, beschädigt oder beschmutzt. Wie sehr doch der Glaube unserer Familie und vieler bolivianischer Missionare belohnt worden war! An dem Tag gab ich meinem Vater im Himmel das Versprechen, daß ich in Zukunft meine Schriften und meine Zeit als Werkzeug in seiner Hand besser einsetzen würde, um das Evangelium zu lehren.

Am Sonntag, den 21. August, flog ich nach Guayaquil in Ecuador und weiter nach La Paz in Bolivien, wo ich am 22. April ankam. Bei meiner Ankunft wurde mir folgendes berichtet:

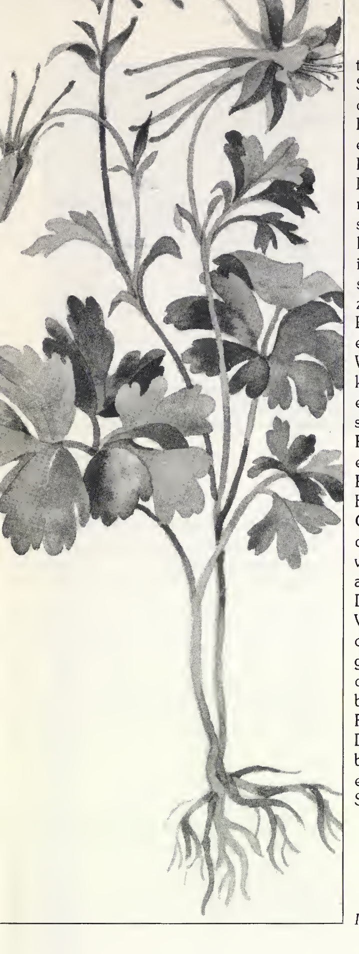
Eine Frau hatte auf einem der unzähligen Marktplätze von La Paz einen Betrunkenen gesehen, der mit einem schwarzen Buch herumfuchtelte. Sie hatte ein überaus starkes, vom Geist eingegebenes Gefühl, daß hier etwas Heiliges geschändet würde. Sie redete den Mann an und

fragte ihn, was für ein Buch das sei. Er wußte es nicht und zeigte ihr das Buch. Sie fragte ihn, ob er noch etwas habe. Er zog ein zweites schwarzes Buch hervor. Sie fragte wieder, ob das alles sei. Er hatte noch eine Mappe mit Papieren, die er, wie er sagte, verbrennen wollte. Sie sagte, sie wolle ihm alles für 50 Pesos (10 DM) abkaufen, und er war einverstanden. Nach vollzogenem Kauf war sie über ihre eigene Handlungsweise völlig verblüfft. Sie stellte fest, daß die Bücher und Aufzeichnungen in englischer Sprache waren. Sie sprach und verstand kein Englisch und wollte auch keine englischen Bücher haben. Es war so, als würde jemand von uns zehn Prozent seines monatlichen Einkommens für Bücher in einer Sprache bezahlen, die er nicht lesen kann. Sie fing sofort an, die Kirche zu suchen, deren Name vorn in den Büchern stand. Nachdem sie sich mit mehreren Kirchen in Verbindung gesetzt hatte, kam sie endlich, geführt von der Hand des Herrn, zum Missionsbüro in La Paz. Vom Finderlohn und der Anzeige in der Zeitung, die am selben Tag erscheinen sollte, hatte sie nichts gehört. Sie wollte kein Geld, auch nicht die 50 Pesos, die sie bezahlt hatte. Die Missionare gaben ihr den Finderlohn trotzdem und nahmen die Bücher freudig entgegen. Sie sagte den Missionaren, daß sie der Pfingstgemeinde angehöre, doch hörte sie aufmerksam zu, als sie ihr das Evangelium erklärten. Sie erinnerte sich, daß sie zwei, drei Jahre zuvor in einer Broschüre, die sie von der Straße aufgehoben hatte, etwas über Joseph Smith gelesen hatte. Nach der ersten Diskussion mit dieser Frau berichteten die Missionare: „Sie ist eine ‚goldene' Untersucherin." Nach der zweiten Diskussion vereinbarten sie ein Taufdatum. Zwei Wochen später, am 11. September 1977 – an einem Sonntagnachmittag –, wurden Schwester Maria Cloefe Cardenas Terrazas und ihr zwölfjähriger Sohn Marco Fernando Miranda Cardenas in der Gemeinde La Paz I von Missionar Douglas Reeder getauft; dadurch wurden sie Mitglieder der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Niemand kann beschreiben, wie mutlos, deprimiert und verzweifelt ich gewesen war und wie hilflos ich mich gefühlt hatte, als meine Schriften verlorengegangen waren.

Und niemand kann beschreiben, wie sehr ich mich freute, als wir sahen, wie sich die Macht des Himmels auf so wundersame Weise offenbarte. Unser himmlischer Va-

„Und wegen eures Eifers und eures Glaubens und eurer Geduld beim Nähren des Wortes, damit es in euch Wurzel fasse, siehe, da werdet ihr bald die Frucht davon pflücken."
(Al 32:42.)



ter erhört in der Tat die Gebete seiner Söhne und Töchter, wenn sie Glauben an den Herrn Jesus Christus haben. Der Herr hat gesagt: „Amen, das sage ich euch: Wenn jemand zu diesem Berg sagt: Hebe dich empor, und stürz dich ins Meer!, und wenn er in seinem Herzen nicht zweifelt, sondern glaubt, daß geschieht, was er sagt, dann wird es geschehen. Darum sage ich euch: Alles, worum ihr betet und bittet – glaubt nur, daß ihr es schon erhalten habt, dann wird es euch zuteil." (Mk 11:23,24.)

Brüder und Schwestern, unsere Zeit ist eine Zeit der Wunder. Wir glauben an Wunder. Die Heiligen der Letzten Tage können gemäß ihrem Glauben Wunder erwarten. Als Mitglieder dieser Kirche seid ihr bevollmächtigt, beim Aufbau des Reiches Gottes auf der Erde im Rahmen eurer jeweiligen Aufgabe eine führende Rolle zu spielen. Betet von ganzem Herzen. Bemüht euch tatkräftig, euren Glauben zu mehren, dann könnt ihr mit dieser wichtigen Gottesgabe Großes bewirken – im eigenen Leben und im Leben anderer.

Der Herr segne euch, damit ihr diese Verantwortung unbeirrbar tragt. Denkt daran: Wer an den Herrn Jesus Christus glaubt, kann alles vollbringen. Wird euch der Herr bei der Ausbildung, im Berufsleben, in eurer zukünftigen Ehe, in euren Familien den Weg weisen? Ganz gewiß. Der Herr ist voll Barmherzigkeit, Vergebung, Geduld und Langmut. Er möchte euch, die ihr voll Glauben seid, seinen Schatz an Segnungen erschließen. □

Illustriert von Phyllis Luch



Illustriert von Preston Heiselt

Einen Apfel jeden Tag

Richard M. Romney

Jeder in der Mission kannte Madame Dupont. Präsident Dupont, ihr Mann, war der Zweigpräsident eines der kleinsten Zweige in Frankreich. Er hatte sich jahrelang getreu dafür eingesetzt, daß die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in seinem Heimatort Fuß fassen konnte, doch während dieser ganzen Zeit war seine Frau gegen seine Mitgliedschaft in der Kirche gewesen. Sie hatte kein Verständnis für seinen „Spleen". Sein Zeugnis wollte sie nicht hören, und sie gestattete auch nicht, daß Missionare ihr Haus betraten – nicht einmal in den Garten durften sie! An dem Tag, als ich als ganz neuer Senior in diese Ortschaft kam, sagte mir mein Mitarbeiter, Bruder Granville, daß die Frau des Zweigpräsidenten nach kurzer Krankheit wieder auf den Beinen sei.

„Großartig", sagte ich. „Bringen wir ihr

ein paar Blumen, und wünschen wir ihr alles Gute. Vielleicht hilft das, daß ihr Verhältnis zur Kirche besser wird."
„Sie kennen Schwester Dupont nicht", erwiderte er. (Wir nannten sie „Schwester", obwohl sie gar kein Mitglied war.) „Höchstwahrscheinlich wird sie uns anfauchen."
Ich konnte mir nicht vorstellen, daß jemand nach einer Krankheit Blumen zurückweisen würde, aber ich täuschte mich.
Ich hielt den Blumenstrauß, während Bruder Granville zaghaft ans Tor klopfte.
„Wenn Sie nicht lauter klopfen, hört sie das nie!" sagte ich und klopfte laut an.
Eine kleine grauhaarige Frau in den Sechzigern lugte durchs Fenster. Ich klopfte noch einmal, und da ging die Haustür auf.
„Verschwindet!" sagte die Dame.
„Wenn es für meinen Mann ist, so laßt es an der Gartentür liegen", sagte sie.
„Gehen wir", flüsterte Bruder Granville.
„Aber wir haben etwas für *Sie*", wiederholte ich und bemühte mich, es nicht so klingen zu lassen, als schrie ich sie an.
Sie öffnete die Tür ganz und kam vom Haus her auf uns zu.
„Nicht doch!" flüsterte Bruder Granville und zog mich am Mantel.
Aber inzwischen hatte uns die kleine Frau fast erreicht.
„Was könnt ihr schon für mich haben?" fragte sie.
„Blumen", sagte ich. „Blumen, um Ihnen alles Gute . . ."
„Blumen mag ich nicht", unterbrach sie mich. „Hab ich nie gemocht . . ."
„Aber –"
„Ich mag keine Blumen. Missionare auch nicht. Laßt mich jetzt in Ruhe."
„Aber es muß doch irgend etwas geben, was Sie mögen", sagte ich verzweifelt.
„Ja", sagte sie, „Obst. Frisches Obst. Davon bekomme ich hier nie genug. Also nun danke für die Blumen, aber ich will sie nicht."
Dann wandte sie sich um und ging zum Haus zurück.
„Auf Wiedersehen", rief ich hinterher. „Und einen schönen Tag noch!" Mein Französisch war nicht das beste, aber das mit dem schönen Tag hatte ich ehrlich gemeint.
„Junge, Junge, Sie haben Glück gehabt", atmete Bruder Granville auf, als wir fortgingen. „Als Bruder Stokeley und ich einmal vorbeikamen, um ihr guten Tag zu sagen, schlug sie uns das Tor vor der Nase zu."
Ich drückte ihm den Blumenstrauß in die Hand. „Gehen wir traktieren", sagte ich.
Der nächste Tag war unser freier Tag, und wir gingen zum Supermarkt in der Nähe unserer Wohnung einkaufen. Dort sah ich den Korb Äpfel.
„He, Bruder Granville, ich habe eine Idee", sagte ich.
Ich nahm den ganzen Korb und ging zur Kasse. Bruder Granville muß schon gedacht haben, den ganzen nächsten Monat würde er jeden Tag Äpfel zum Mittagessen vorgesetzt bekommen.
„So viele Äpfel können wir nicht essen", meinte er.
„Die sind ja nicht für uns, die sind für Schwester Dupont."
Da verschlug es ihm die Sprache – einen Moment lang.
„Bruder Jones, Sie sind der verrückteste Senior-Mitarbeiter den ich je hatte", rief er.
„Ich bin erst Ihr zweiter Mitarbeiter", erwiderte ich.
„Der verrückteste sind Sie trotzdem."
Inzwischen wunderte sich die Kassiererin, warum da zwei Amerikaner auf Englisch

wegen eines Korbes voll Obst debattierten. Ich stellte den Korb auf den Kassentisch.

„Nous prendrons toute la corbeille“, sagte ich.

„Sie nehmen den ganzen Korb“, wiederholte die Kassiererin (natürlich auf Französisch). *„Très bien, monsieur.“* Dann fügte sie hinzu, indem sie sich bemühte, freundlich zu sein: *„Vous devez beaucoup aimer les pommes.“*

(Sie müssen Äpfel wohl sehr gern haben.)

„Die sind nicht für uns, sie sind für eine Freundin.“

„Aha, für eine Freundin.“ Die Kassiererin gab sich Mühe, ihre Verwunderung zu verbergen. *„Très bien, monsieur.“*

„Den ganzen Korb!“ stöhnte Bruder Granville. „Und wir hätten für das Geld Joghurt kaufen können!“ Er nahm den Rest unserer Einkäufe, und wir gingen zum Ausgang.

Ein paar Äpfel haben wir doch selbst gegessen. Wir machten sogar ein paar Apfeldesserts. Aber der Großteil war für *Sœur* (Schwester) Dupont. Wir gaben ihr die Äpfel nicht persönlich, sondern legten jeden Tag einen mit einem Zettelchen dran in den Briefkasten. Manchmal schrieben wir darauf lediglich: *„Ayez une bonne journée.“* Manchmal stand auf dem Zettel: *„Bon rétablissement!“* (Gute Besserung!). Eines Tages versuchte ich sogar, das englische Sprichwort „An apple a day keeps the doctor away“ („Ein Apfel am Tag schützt gegen jede Krankheit“) ins Französische zu übersetzen. Ich bin sicher, dieses Sprichwort hat in der Übersetzung etwas verloren, aber auch in diesem Fall war es ein aufrichtiger Wunsch. Als die Äpfel nach einem Monat runzelig wurden, schnitten wir aus Papier Äpfel aus und warfen diese in den Briefkasten.

Während dieser ganzen Zeit sagte Bruder Granville immer wieder, ich sei verrückt. Und von Schwester Dupont hörten wir die ganze Zeit kein Wort. Präsident Dupont war in der Kirche freundlich und herzlich wie immer, aber auch er verlor nie ein Wort über die Äpfel.

Eines Tages, wir aßen gerade unsere Mittagssuppe, klopfte es an die Tür. Ich ging von der Küche hinaus in den Vorraum, um zu öffnen. Ich traute meinen Augen nicht, und auch Bruder Granville konnte es nicht fassen: Da stand Schwester Dupont mit unserem letzten Apfelbriefchen in der Hand.

„Was soll das mit den Äpfeln?“ fragte sie. „Für wen haltet ihr mich, für Eva?“

„Wir wollten Sie nur wissen lassen, daß Sie uns am Herzen liegen“, sagte ich.

„Danke“, brachte sie hervor und versuchte sogar zu lächeln. „Aber von Äpfeln habe ich vorläufig genug.“ Sie zog ihren schwarzen Schal fester um den Kopf. Ich wollte sie gerade hereinbitten, als sie sich zum Gehen wandte.

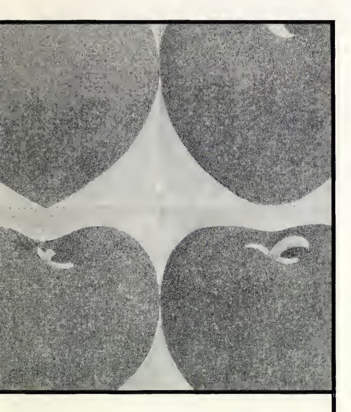
„Ach ja“, sagte sie noch, als sie die Treppe erreicht hatte, „mein Mann sagt, ich soll euch für Sonntagabend zum Essen einladen.“

„Zum Essen?“ stieß Bruder Granville irgendwo hinter mir ungläubig hervor, „bei Schwester Dupont?“ Ich dachte, er würde gleich ohnmächtig werden, aber sobald die Tür zu war, jauchzten wir beide vor Freude.

Schwester Dupont war eine hervorragende Köchin. Die französische Küche hat nicht ihresgleichen, schon gar nicht, wenn die Mahlzeit hausgemacht ist. Diesen ersten Sonntagabend verbrachten wir vor allem damit, daß wir gut aßen und ihr Komplimente machten. Wir sahen auch in Bruder Duponts Augen einen Hoffnungsschimmer. Es war schon lange,

lange her gewesen, daß bei ihm zu Hause Missionare gewesen waren. Es war das erste Mal seit seiner Taufe vor 17 Jahren. Am nächsten Sonntag kamen wir wieder zum Essen, dann wieder und wieder. Aus Bemerkungen, die hin und wieder fielen, setzten wir uns die Geschichte der Duponts zusammen.

Bevor Bruder Dupont die Missionare kennengelernt hatte, war er, wie er sagte, wie ein Wanderer in einem verdorrten Land umhergeirrt. Dann war er plötzlich direkt in das Wasser eines Sees gestolpert. Das Evangelium belebte und erfrischte ihn, und er konnte gar nicht genug davon bekommen. In seinem Überschwang konnte er nicht verstehen, warum andere die Botschaft nicht ebenso freudig auskosten wollten, wie er. Dieser Mangel an Kommunikation betraf auch seine Ehe. Seine Frau begriff nicht, was ihren Mann so verändert hatte. Beim Essen erzählte sie uns von den Kriegsjahren, als er krank und bettlägerig war. Es war ihr gelungen, sie beide zu ernähren, auch wenn alles knapp war. Sie hatte ihn Tag für Tag gepflegt. Noch nach dem Krieg hatte sie ihn jahrelang ununterbrochen pflegen müssen, bis er wieder so weit gekräftigt war, daß er gehen konnte. Weitere Jahre hatte er damit zugebracht, zu üben und sich zu erholen, während sie für den Familienunterhalt sorgte. Kaum hatte er wieder zu arbeiten angefangen, als zwei Amerikaner daherkamen und sich mit ihm über Religion unterhielten. Dann schloß er sich ihrer Kirche an, als einziges Mitglied in seiner Ortschaft. Sie tauften ihn im Fluß. Ein immer größerer Teil seines Lebens gehörte der Kirche und nicht mehr ihr. Sie hatte das Gefühl, es werde ihr etwas genommen. Später war es ihr auch peinlich, wenn sie als die Frau des Fanatikers von den Nachbarn verlacht wurde.



„Was soll das mit den Äpfeln?“ fragte sie. „Für wen haltet ihr mich, für Eva?“

Präsident Dupont hatte immer wieder gesagt, daß die Kirche wahr sei. Er war zu allem bereit, wenn er nur mit seiner Frau das Evangelium teilen könnte. „Aber“, sagte er, „sie hörte einfach nicht darauf.“

„Verstehen Sie denn nicht“, sagte ich eines Abends, nachdem zwischen ihnen harte Worte gefallen waren, „daß Sie ja im Grunde nur ausdrücken: Wir lieben einander! Schwester Dupont, Sie haben sich all diese Jahre gewünscht, daß Ihr Mann für Sie mehr Zeit gehabt hätte. Das ist wichtig, und es ist auch recht so. Und Präsident Dupont, Sie möchten ja nichts anderes, als mit Ihrer Frau das zu teilen,

was Ihnen am wertvollsten ist. Ist es nicht so?"
Er nickte, und ich wandte mich an Schwester Dupont.
„Verstehen Sie denn nicht, daß er das Evangelium Ihnen mitteilen will, weil er sie liebt?"
Sie sagte nichts, aber man sah, daß sie nachdachte. Wir empfahlen uns still und gingen nach Hause.
Bruder Granvilles Gebet an diesem Abend war direkt und klang besorgt. „Bitte, himmlischer Vater, hilf den Duponts, daß sie einander verstehen. Sie sind beide gute Menschen."
„Amen", sagte ich, und es klang so gut, daß ich es im Flüstern noch einmal sagte.
Während der beiden darauffolgenden Wochen hatten wir auswärtige Termine, und dann fuhren wir zu einer Distriktskonferenz nach Bordeaux. Obwohl wir mehrmals bei Präsident Dupont vorbeikamen, um Angelegenheiten des Zweiges zu erledigen, wurden wir erst einen Monat später wieder eingeladen. Präsident Dupont überbrachte uns die Einladung.
„Ihr werdet es nicht glauben", sagte er. „Meine Frau liest unsere Kirchenbücher! Und sie stellt mir Fragen, gute, ehrliche Fragen. Ich bemühe mich, darauf einzugehen, aber ich falle leicht mit der Tür ins Haus. Eigentlich möchte sie wieder mit euch sprechen." Wenn wir nicht einen anderen Termin gehabt hätten, wären wir wahrscheinlich sofort hingerannt.
„Das kann doch nicht sein!" sagte Schwester Dupont, als wir das nächste Mal in der Küche beisammensaßen. „Es ist unwahrscheinlich. Oder unsinnig! Ein Vierzehnjähriger kann doch nicht mit Gott reden. Und die Bibel: Sie ist vollständig. Warum brauchen wir noch mehr heilige Schrift, als wir schon haben? Und das Priestertum. Mein Mann hat nie Theologie studiert. Wie soll er da das Priestertum tragen können?"
Tatsächlich gute Fragen! Wie würden wir damit fertig werden? Ich konnte mir vorstellen, daß Bruder Granville dachte, Schwester Dupont sei wieder ganz die alte. Vielleicht war wirklich alles zu schön, um wahr zu sein.
„Schwester Dupont", unterbrach Bruder Granvilles Stimme meine Gedanken, „wir können Ihnen diese Fragen alle beantworten. Aber nicht auf einmal. Wir haben ein paar Diskussionen, die der Reihe nach auf Ihre Fragen eingehen. Würden Sie sich für diese Diskussionen interessieren?"
Sie sagte ja.
„So etwas!" dachte ich mir. „Noch ist bei diesem Junior-Mitarbeiter nicht alle Hoffnung verloren."



Sie war kein Mitglied. Sie mochte die Missionare und auch die Kirche nicht. Zu unserem Leidwesen war sie die Frau des Zweigpräsidenten.

Ich würde nicht gerade sagen, daß Schwester Dupont eine „goldene" Untersucherin war, aber sie schloß mit uns Freundschaft. Sie hörte sich die erste Diskussion aufmerksam an. Sie machte sogar mit, als ihr Mann sich zum Beten niederkniete. Und am nächsten Sonntag lud sie uns wieder zum Essen ein. Als wir unser Kartoffelpüree aßen, erzählte Bruder Granville Schwester Dupont eine Geschichte.

„Haben Sie schon einmal von dem Missionar gehört, der beim Abendessen seinen Mitarbeiter bat, ihm die Butter zu reichen? Die Butter stand direkt vor seiner Nase, aber er sah sie nicht, weil sie zu nahe war."

„Wie?"

„Ganz einfach. Mit Ihnen und dem Evangelium ist es genau so. All die Jahre haben Sie es direkt vor Ihrer Nase stehen gehabt, aber Sie haben es nicht gesehen, weil es zu nahe war. Sie fragen nach der Butter, wo sie doch gerade vor Ihnen steht."

Es war vielleicht nicht der treffendste Vergleich, aber Bruder Granville gab sich alle Mühe. Als wir am Abend nach Hause kamen, gab er mir ein Buch Mormon.

„Unterschreiben Sie das mit mir zusammen", sagte er und blätterte die Widmung auf. „Es ist für Schwester Dupont."

Ich sah nach, was er hineingeschrieben hatte: *„Voici le beurre"* – „Hier ist die Butter".

In den nächsten zwei Monaten las Schwester Dupont das Buch Mormon – zumindest über die Hälfte davon. Außerdem hatte sie noch zwei Diskussionen, sie betete, und sie sprach immer mehr mit ihrem Mann. Er selbst machte auch einen immer glücklicheren Eindruck. Dann bekam ich meinen Versetzungsbrief.

Ich wurde nach Norden in die Bretagne versetzt, wo ich meine Mission beenden würde. Bruder Granville würde nun seinen dritten Mitarbeiter bekommen. Der Brief war durch einen Poststreik verzögert worden, und ich mußte mit dem ersten Zug am nächsten Morgen fahren.

„Ich weiß nicht, ob ich fahren möchte, Bruder Granville", sagte ich. „Wir haben hier gut gearbeitet. Der Zweigpräsident ist wieder glücklich und begeistert, und die Mitglieder arbeiten mit ihm zusammen. Ein paar inaktive Mitglieder kommen wieder zur Kirche, und wir haben ein paar Leute, die sich wirklich für die Kirche interessieren. Familie Marcella macht sich für die Taufe bereit. Ich werde das alles einfach Ihnen überlassen müssen."

Es klopfte: „Präsident Dupont!" Bruder Granville begrüßte unseren Besuch. „Kommen Sie nur herein."

Präsident Dupont blickte mich an.

„Ich habe von der Versetzung erfahren", sagte er. „Ich weiß, daß Sie morgen wegfahren. Meine Frau möchte, daß Sie sich verabschieden kommen."

Es gab noch viel zu packen, und ich mußte mich von vielen Leuten verabschieden, aber ich wußte natürlich, daß ich seine Frau nicht übergehen konnte.

„Selbstverständlich kommen wir", sagte ich.

Im Wohnzimmer war es dunkel. Wie in vielen Häusern in Frankreich brannte nur eine einzige Glühbirne. Dafür war das Tapetenmuster ein grelles Gemisch von Braun- und Gelbtönen. Schwester Dupont saß auf dem orangefarbenen Sofa, vor sich einen Teller mit Plätzchen und eine Tasse Schokolade.

„Guten Tag", sagte sie. „Setzt euch. Was höre ich – Bruder Jones geht fort?"

„Ich fürchte ja. Morgen früh."

„Das bedeutet auch, daß ein neuer Missionar kommt."

„Richtig. Bruder Taylor. Er ist aus New York."
„Ich denke, ich werde auch ihn kennenlernen müssen."
Ich konnte Präsident Dupont lächeln sehen.
„Das hoffe ich", sagte ich.
„Werden Sie uns schreiben?"
„Natürlich werden wir in Verbindung bleiben", versprach ich. „Verlassen Sie sich auf mich."
„Wenn man sich nicht auf die Missionare verlassen kann", erwiderte sie, „auf wen dann?"
Mir kamen beinahe die Tränen.
Ich blieb auch mit ihnen in Kontakt, besonders fünf Monate später, als ich von meiner Mission heimkehrte. Es war nicht leicht, und Präsident Dupont schrieb mir öfter als ich ihm. Aber wir schickten einander Fotos (ich habe noch eins von den Duponts mit ihren Enkeln am Strand in Spanien) und Weihnachtsgrüße und hielten einander auf dem laufenden. Immer, wenn ich schrieb oder auch nur eine Postkarte schickte, bekam ich eine Antwort, und immer in Präsident Duponts Handschrift. Er teilte mir auch mit, was er von den anderen Missionaren erfuhr, besonders von Bruder Granville. Er schickte immer Grüße von seiner Frau, aber von ihr selbst kam nie etwas. Andere Missionare berichteten mir, daß sie immer freundlich war und ihren Mann unterstützte, sich aber nie der Kirche anschloß. Hin und wieder schrieb ich an sie persönlich und gab ihr auf diesem Weg auch mein Zeugnis. Jetzt bin ich schon wieder ein paar Jahre zu Hause, und diese Woche habe ich einen ungewöhnlichen Brief aus Frankreich erhalten. Die Adresse war eigenartig geschrieben, auch die Handschrift kannte ich nicht. Ich öffnete den Brief, noch bevor ich meinen Schreibtisch erreichte.
„Lieber Bruder Jones", stand da, „ich wollte Ihnen im Lauf der Jahre schon oft schreiben, aber ich dachte immer, mein Mann bleibt schon mit Ihnen in Kontakt. Jetzt ist er gestorben. Ich wollte es Ihnen mitteilen, damit Sie es den anderen Missionaren sagen können. Er hatte die Missionare alle so gern. Sagen Sie ihnen, daß die Mitglieder der Kirche ihm ein Begräbnis bereitet haben.
Ich weiß noch viel von dem, was Sie mir über das Leben nach dem Tod erzählt haben. Vielleicht wartet mein Mann jetzt dort auf mich, wie Sie gesagt haben.
Ich habe nie alles verstanden, was Sie mir erzählt haben und was er mir mitteilen wollte, aber ich weiß: Ihr habt beide daran geglaubt, daß es wahr ist. Ich wohne jetzt bei meiner Tochter und ihrer Familie. Bitte schreiben Sie mir, wenn Sie möchten."
Natürlich möchte ich, Schwester Dupont, und das wissen Sie auch. □

(Dieser Artikel beruht auf einer wahren Begebenheit. Die Namen wurden geändert.)

Die Ewigkeit ist lang . .
Nimm lieber einen Freund mit.

MORMONISMEN Jeanie Carnahan



Foto von Eldon Linschoten

Sprich heute mit jemandem
über das Evangelium.

„. . . und er kam in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn freundlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überläßt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen!
Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eins ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden.“

Lukas 10:38–42